Feodor Wehl's

L'HISTOIRE EN JUPON.

Die

Galanten Damen

der

Weltgeschichte.

Von

Feodor Wehl.

Zweiter Band.

Hamburg,
B. S. Berendsohn.
1849.

Vorwort.

Indem der Autor dem Publikum hiermit den zweiten Theil seines Werkes übergiebt, fühlt er nur gar zu wohl, wie viel derselbe zu wünschen noch übrig läßt. Indeß, wenn er sich aller Schwierigkeiten und Hindernisse erinnert, die er bei Abfassung dieser Beiträge zur Charakterisirung des Jahrhunderts, welches die Namen Ludwig des Vierzehnten und Ludwig des Fünfzehnten an der Stirne trägt, zu überwinden gehabt, so muß er sich dennoch sagen, daß er mit Fleiß und Sorgfalt geleistet, was unter den obwaltenden Umständen zu leisten war.

Die deutsche Geschichte ist arm an Memoiren und sehr dürftig in Allem, was sich auf die Haus- und Familien-Nachrichten der Fürsten bezieht. Die zeitgenossischen Historiker haben in der Unfreiheit und dem Knechtsinn, worin sie sich befanden, gewöhnlich in dem Urtheil über die Monarchen ihres Vaterlandes nur diejenigen Seiten berührt, denen sie Lob oder doch

wenigstens Entschuldigung zu Theil werden lassen konnten. Die offenbaren Fehler, Schwächen und Laster aber übergingen sie mit einem Stillschweigen, das wir unter anderm z. B. in „Christian Friedrich Sattler's Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzöge“ auf die glänzendste Weise beobachtet sehen. Dieser ausführliche und sehr genaue Historiograph, der in der Geschichte Eberhard Ludwigs fast über jeden einzelnen Tag Bericht erstattet, erwähnt der Grävenitz kaum vorübergehend und nur sehr flüchtig, obschon diese Frau, wie aller Welt bekannt, den entscheidendsten Einfluß auf die Regierung, ja, die Regierung selbst in Händen hatte.

Christian Friedrich Sattler, der das wußte und dem dies offen vor Augen lag, überging nichtsdestoweniger ihre Erwähnung wie und wo es nur möglich war. Nicht minder geschah dies von den Biographen Friedrich Wilhelm des Zweiten von Preußen in Beziehung auf die Lichtenau, die bei ihnen auch kaum in Rede kommt.

Diese schlüpfrigen Verhältnisse zu tadeln oder in ihren verderblichen Folgen hinzustellen, fehlte es den zeitgenossischen Geschichtsschreibern an Muth und den späteren an richtigem Takt und authentischen Quellen. Dadurch nun entstand jene Masse von falschen, übertriebenen und in den gehässigsten Farben entworfenen Schilderungen, die wir über die verschiedenen deutschen Maitressen besitzen, bei deren Charakterisirung noch obenein die hün-

dische Gemeinheit und Fürstendienerei sich nicht selten dadurch Genüge that, daß sie allen Tadel, den der Regent verdiente, über dessen Geliebte schüttete. Die ganze Rohheit und Brutalität der deutschen Zopf- und Gelehrten-Pedanterie ließ sich in der historischen Kritik über jene Frauen aus, die als grundschlecht, böse und höchst verwerflich hinzustellen, fast jeder Forscher und Lehrer der Geschichte für eine glänzende Beweisgebung seines moralischen Bewußtseins angesehen hat. Der Verfasser dieses Werkes jedoch, wie er das schon in der Einleitung zum ersten Bande ausgesprochen, macht wenig oder keinen Anspruch auf einen so philiströsen und billig zu erreichenden Ruhm. Ihm kommt es hierbei nicht auf sich selbst, sondern einzig und allein auf die Sache an. Er hat milde und gerecht gegen jene historischen Frauen sein wollen und dies dadurch zu erreichen gemeint, daß er sie nicht nur an sich, sondern im Zusammenhange der Zeit und im Vergleich gegen ihre Verehrer und Anbeter betrachtete. Dadurch entstanden unter seiner Feder jene Lebensschilderungen der Maitressen, die eine Kritik der Herrscher und Monarchen wurden. Wenn er sich dabei vielfacher Auszüge und Citate bediente, so geschah dies nicht aus Bequemlichkeit oder weil er nicht dasselbe zu sagen wußte, sondern nur um ehrlich zu sein und dann auch hauptsächlich darum, weil er seine Leser nicht glauben machen wollte, daß die Härte, mit der er die Fürsten dieses schlechten Jahrhunderts beurtheilte, eine grund-

lose und chimärische sei. Es ist Zeit, daß die deutsche Geschichte unumwunden und ohne Rückhalt geschrieben werde, sagte der Autor zu sich selbst, als er nach Durchstöberung alter Scharteken und langweilig geschriebener Geschichtsbücher an seine Arbeit ging. Wie diese nun auch ausgefallen sein mag, das Bestreben wahr und grade zu sein, wird man neben dem so viel als möglich Unterhaltung zu gewähren, ohne Zweifel darin antreffen können.

Berlin, im Februar 1849.

Feodor Wehl.

I.

Aus dem: „Siècle de Louis XIV. et Louis XV.“

Inhalt.*)

Seite

1. Gräfin Maria Aurora von Königsmark 1
2. Reichsgräfin von Cosel 94
3. Gräfin Wilhelmine von Lichtenau................. 139

*) Da das vorstehend abgedruckte Manuscript die für diesen Band festgesetzte Bogenzahl bereits ausfüllte, so muß das weiter Vorhandene, die Geschichte der Gräfinnen Würben und Hohenheim umfassend, einem später erscheinenden dritten Bande vorbehalten bleiben.

Der Verleger.

Gräfin Maria Aurora Königsmark.

Diese berühmte Geliebte König August des Starken, welche man niemals nennt, ohne dabei anzuführen, daß Voltaire sie die merkwürdigste Frau zweier Jahrhunderte geheißen, entstammt einem altadeligen Geschlechte aus Deutschland, als dessen Ahnherr Johann Christoph Königsmark, bezeichnet wird. Auf einem Gute, Kötzlin in der Mark, am 25. Februar 1600, geboren, erscheint er zuerst im dreißigjährigen Kriege, den er unter den Fahnen Gustav Adolphs besteht.

Von ihm ab, sehen wir eine Menge herrlicher, großartiger und interessanter Personen den Schauplatz der Geschichte behaupten, auf dem die schönsten Kränze der Liebe, des Glücks und des Ruhmes für ihre Stirnen geflochten zu sein schienen. In der That aber dürfte es auch nur selten einen Stamm von Menschen geben, in dem sich Schönheit des Körpers, Muth und ein seltsamer Drang nach Abenteuern in einer ähnlichen Weise fortzuerben vermöchte, als dies in dem Königsmarkischen der Fall gewesen. Es ist, als wenn etwas wie eine Ahnung,

wie ein Vorgefühl in ihnen gelegen hätte, daß sie bestimmt dazu seien eines schönen Tages auf irgend einem Throne Europas zu sitzen. Ihr ganzes Leben und Wirken war darauf eingerichtet, es hatte das Ansehen, als wollte es von selbst darauf hinauslaufen. Oft genug sind sie auch nahe daran gewesen, ihn einzunehmen. Die ersten Stufen lagen erstiegen zurück, der Purpur winkte. Daß er ihnen nicht wirklich geworden, nimmt sich fast wie ein bloßer Zufall aus, den man sich bewogen fühlen könnte zu bedauern, weil man sehr wohl zu der Vorstellung kommen mag, daß alle Eigenschaften und Fähigkeiten dieser Personen erst unter dem Baldachin der Majestät ihre rechte und eigentliche Entwicklung gefunden haben würden. Wenigstens waren sie in vieler Beziehung so groß und glänzend, daß man sie wohl mit Recht neben die Hohenzollern und Habsburg stellen darf, die Zepter und Reich eben so gelegentlich erhielten, als die Königsmark sich beides vorenthalten sahen. Das Entgehn derselben aber war ohne Zweifel zum großen Theile der unbewußte Grund, welcher die einzelnen Glieder in die Welt hinaus und auf Abenteuer trieb. In diesen Abenteuern lockte sie, was sie daheim in ihren beschränkten Verhältnissen nicht finden konnten, das Glück der Liebe, der Ruhm der Waffen. Da sich der Königsreif nicht um ihre Scheitel legen mochte, so zogen sie aus, sich Rosen und Lorbeer darum zu flechten, um die Stelle zu verdecken, der die höchste Würde entging, welche ihnen gleichsam prädestinirt war in ihrem Namen, in dieser

stolzen, kühnen Bezeichnung ihres Geschlechts. In Wahrheit: Königsmark ist eine Benennung, in der der Glanz und die Berühmtheit der Weltgeschichte zu schlummern scheinen, und es durfte den Trägern derselben daher wohl erlaubt sein, sich Träumen der Größe und Erhebung hinzugeben. Dem Schmerze aber über die Vereitelung derselben zu entgehen, trieb ihr Instinkt sie an ruhelos umherzuschweifen, um sich Ansehn und Macht gleichsam vom Zaune zu brechen und den großen Ruf sich wie kühne Wegelagerer an der offenen Heerstraße der Historie zu ertrotzen.

Diesen Trotz treffen wir schon bei dem Ahnherrn an, der neben den Helden Wrangel, Horn, Banner, Torstenson und Bernhard von Weimar seine Stelle behauptet, und nach dem Westphälischen Frieden den dreißigjährigen Krieg auf seine eigene Hand hin fortzusetzen sich ermüßigt sah. Ihn kümmerte weder Patent noch Siegel, er scheerte sich den Teufel um Verträge. Was Kabinetsverhandlungen und Dekrete! Johann Christoph Königsmark aus Kötzlin in der Mark, schlug mit seinem langen Schwerte darauf und dachte ohngefähr dasselbe, was Götz von Berlichingen in dem Stücke von Goethe dem Herolde zum Fenster hinausruft.

Die Pest über die Federfuchser, mag er geschrieen haben. Das Volk weiß den Henker wie einem tapfern Soldaten zu Muth ist, wenn er mitten im Feldzuge auf einmal den Frieden proklamiren hört, der ihn auf die Bärenhaut wirft und ihn zwingt zu sagen: Ade nun Glück, Sieg und Beute, ade nun Trompetengeschmetter,

Waffengeklirr und wehende Fahnen, ade nun Kriegesruhm und Plünderung!

Nein, das lasse ich mir nicht nehmen, raisonnirte er weiter, indem er mit seinem Haufen vor die Reichsstadt Bremen zog, die er trotz aller Reclamationen Frankreichs, Schwedens und der Seestaaten nicht eher freiließ, als bis er sich eine einträgliche und ehrenvolle Friedensstellung als Fürststatthalter des occupirten Landes gesichert hatte. Als solcher schlug er später seinen Wohnsitz in Stade auf, in dessen Nähe er ein prächtiges Schloß erbaute, das er zu Ehren seiner Frau Agathenburg nannte.

Von hier aus reiste er oft nach Schweden, wo er am Hofe Christinens stets gut scheint empfangen worden zu sein. Wenigstens wurde er dort zur Grafenwürde und zum Reichsrathe erhoben, in welchen Stellungen er es liebte, sich mit Glanz, Ansehn und selbst dem Pomp der Wissenschaft und Kunst zu umgeben. Es wird erzählt, daß der alte Haudegen sogar selbst in seinen späten Jahren Mitglied einer gelehrten, der sogenannten fruchtbringenden Gesellschaft gewesen und in dieser den Namen des Streitbaren geführt habe.

Er starb 1663 in Stockholm und hinterließ ein Vermögen, dessen jährliches Einkommen seiner Familie, die aus drei Söhnen bestand, 130,000 Thaler abwarf.

Diese, für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe in Ruhe und Gemächlichkeit zu verzehren, fiel keinem der Brüder ein. Der mittelste von ihnen, Johann Christoph, starb sehr jung durch einen Sturz mit dem Pferde. Der jüngste, Otto Wilhelm, ergab sich mit

glühendem Eifer den Wissenschaften. Es wird von ihm berichtet, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre in Jena zum Rector magnificus erwählt worden sei. Nebenbei versäumte er aber auch keineswegs sich durch Ritterlichkeit und Kriegsmuth auszuzeichnen. Besonders geschah dies im Kriege gegen die Türken, den er in venetianischen Diensten bestand. Morea war es hauptsächlich wo er sich durch Heldenthaten unsterblich machte, die Venedig durch ein prächtiges Denkmal, auf welchem er, der „immer Siegreiche" genannt wird, anerkannt hat, nachdem er 1688 vor Negroponte einem bösartigen Fieber erlegen.

Der dritte und älteste dieser Brüder, Konrad Christoph der sich in schwedischen und holländischen Kriegsdiensten hervorthat und 1673 bei der Belagerung von Bonn durch einen Bombenschuß getödtet wurde, ist der Vater der Maria Aurora. Er war vermählt mit Maria Christina Wrangel, die ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. Von den ersteren starb einer in sehr früher Jugend, so daß den Gebliebenen nur noch vier Kinder überlebten.

In diesen scheint das Schicksal die Königsmarkische Familie, als wenn es deren raschen Untergang vorausgesehen, noch einmal in seiner ganzen Schönheit und Kraft entfaltet zu haben.

Karl Johann, der älteste Sohn, muß den über ihn vorhandenen Schilderungen nach, das Muster eines Helden gewesen sein. Schön, liebenswürdig, tapfer, unternehmend, jedem Hinderniß und jeder Schwierigkeit trotzend, scheint ihm nur die große Sache, die weltgeschichtliche Begebenheit gefehlt

zu haben, um darauf den Stempel seines Genies unsterblich zu machen. Um die eine oder die andere zu finden, durchzog er fast die ganze Welt, überall kämpfend, überall wagend, überall hoffend. Kaum eine Fahne giebt es, der er nicht gedient, kaum eine geschichtliche Conjunktur ist zu erwähnen, an der er sich nicht betheiligt. Stockholm, Madrid, Paris, Windsor, Florenz, Genua, Venedig, Hamburg, Gibraltar, Tanger, Malta, Navarino, Modon, Argos und fast jeder bedeutsame Ort der damaligen Welt waren der Schauplatz seiner rühmlichen Thaten. Länder und Meere hallten davon wider und das Jahrhundert schien bereit in ihm seinen Abgott anzuerkennen.

Leider starb er früh, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre nämlich. Vor Morea fiel er 1686 als das Opfer einer ansteckenden Seuche.

Sein Bruder Philipp Christoph ist nicht weniger merkwürdig, als er, denn abgesehen davon, daß auch ihm keine der glänzenden Eigenschaften fehlte, die sein Geschlecht von jeher ausgezeichnet hatten, interessirt sein Schicksal noch besonders durch das geheimnißvolle Dunkel, in das es gehüllt ist, und durch die Schauer einer blutigen Katastrophe, die seinen Tod umlagern. Niemals ist sein Ende constatirt und das Räthselhafte seines Verschwindens gelichtet worden. Man weiß nicht, wo er geblieben, wo er bestattet liegt. Keine Gruft, keine Grabstätte ist da, die seinen Körper umschließt. Nur die Sage erzählt, daß man unter dem Parketboden des alten Schlosses zu Hannover ein männliches Skelett gefunden, das der

Überrest jenes Unglücklichen sei, der sich mitten im Flor der Jugend, im Rausche der Liebe, in Träumen des Glücks und des Ruhms aus dem Lichte des schönen Tages verlor, in dessen Schimmer er voller Leben, Glanz und lächelnder Hoffnung weilte.

Früh entwickelt, zeitig in die große Welt getreten, treffen wir ihn zuerst am Hofe des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig, Lüneburg-Zellischer Linie, wo er dessen natürliche Tochter, das Fräulein von Albreuse, die später als rechtmäßig anerkannte Prinzessin Sophia Dorothea kennen lernte, der er nach ihrer Verheirathung mit dem Kurprinzen von Hannover an ihren Hof gefolgt ist. Vorher aber war er nach Dresden und von da mit dem Prinzen Friedrich August auf Reisen und Feldzüge gegangen, in deren Verlauf er zum kursächsischen Oberst befördert wurde. Nach Hannover gekommen, und auch dort zum Obersten ernannt, sehen wir ihn im Strudel der Vergnügungen und Leidenschaften leben, die damals in dieser Residenz eines prachtvollen, verschwenderischen und ausschweifenden Herrn ihren ganzen Reiz und ihre intriguantesten Verwicklungen entfalteten. Es war ein ewiges Rauschen der Musik, des Tanzes, der Masken, der geheimen Thüren, der seidenen Roben und Liebesworte, das damals dort die Ordnung des Tages bildete. Das zärtliche Geheimniß lauschte hinter allen Tapeten, schlich durch alle Corridore, klopfte an alle Pforten. Keine Statue gab es im Park, die nicht zum Stelldichein diente, keine Allee, keine Hecke, in der es nicht flüsterte

und kos'te. Alle Blicke waren entflammt, alle Wangen glühten, jedes Herz schlug die Pulse der Liebe.

Mit der ganzen Lust und Fülle seiner Jugend warf sich Königsmark in das Getriebe dieser Welt, die tausend Beziehungen, tausend Freuden, tausend Fäden für seine im Sonnenschein des Daseins schwellende Seele hatte. Mit dem ganzen schäumenden Leichtsinne der schönsten Jünglingsjahre mischte er sich hinein in die Schäferspiele, in die Nymphenchöre, in die seidenbauschende und florbekleidete Frivolität jener Zeiten, die das Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten charakterisiren, und in denen ihm die glänzendsten Triumphe wurden, weil er schön, galant, tapfer, witzig, alle Mitbewerber und Nebenbuhler strahlend überragte. Wie ein Gott der alten Griechen gewann und fesselte er die Weiber durch seine prächtige Erscheinung, durch seine stolze Haltung, durch die Anmuth seines Benehmens und seiner Worte. Besonders ergeben wurde ihm die Maitresse des Kurfürsten selbst, eine gewisse Gräfin Platen, die sich aus dem Dunkel einer niederen Herkunft, vermöge ihrer Schönheit und ihres unerschrockenen Geistes, bis auf die Höhe ihrer Epoche empor gearbeitet hatte.

Sie und ihre Schwester, eine Frau von Wiek, die Maitresse des Kurprinzen, waren die Königinnen aller Feste. Es mag daher natürlich erscheinen, daß Königsmark ihnen huldigte und der Ersteren dadurch den Glauben einer ernstlichen Liebe gab, an die er in Wirklichkeit gewiß nicht gedacht. Es schmeichelte ihm vielleicht, diese

in Hannover allmächtige und gefeierte Frau sich geneigt zu wissen, aber, obschon er, wie aus einem Briefe seiner eigenen Schwester hervorgeht, in einem sehr vertrauten Verhältnisse mit ihr gelebt haben muß, so hing sein Herz allem Anschein nach doch einer Andern an, der Prinzessin Sophia Dorothea nämlich, die mitten in der Verderbniß des Hofes, an den sie durch ihre Vermählung gefesselt worden, die schöne und ganze Reinheit ihrer Seele behielt, mit der sie dahin gekommen.

Sie fehlte meist bei den Festen und Spielen, die im Grunde nichts als die verschleierten, mit Gaze, Glanz und Blumen überhangenen Orgien wüster Sinnlichkeit waren, denen ihre reine Empfindung keine Zuneigung abzugewinnen vermochte. Während drüben in den Sälen die Lüstres schimmerten, die Musik und die Gläser klangen, saß die Kurprinzessin einsam in ihren Gemächern, vertieft in die stilleren Genüsse der Literatur, Kunst und Wissenschaft, die sie unter den milden Augen ihrer Eltern hatte lieben und schätzen lernen.

Sehr leicht möglich ist es, daß Königsmarks ritterliches Gemüth durch diese Zurückgezogenheit der Kurprinzessin interessirt und sein Mitgefühl durch die Rücksichtslosigkeit, mit der man sie am Hofe behandelte, lebhaft in Anspruch genommen wurde. Besondere Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Ansicht, wenn man bedenkt, daß er Sophia Dorothea schon von früher her kannte und daß sie eine schöne, edle und äußerst liebenswürdige Erscheinung war, an die, mitten im Wirbel und Treiben

der wüsten Gesellschaft sich zu erinnern, wohl einen ganz eigenen Reiz für den schwedischen Grafen haben mochte. Jung, voll Zuversicht und abenteuerlich, wie er es war, mag es erklärlich sein, wenn er den Vorsatz faßte, sich der unglücklichen Prinzessin zu nahen und ihr seinen vollen Schutz und seine ganze Hülfe anzutragen. Ob sie beides angenommen oder abgewiesen, ist nicht genau zu sagen. Das plötzliche Aufgeben seiner Stellung in Hannover und die beabsichtigte Übersiedlung nach Dresden kann das Eine wie das Andere eben so gut bestätigen als widerlegen. Vielleicht, daß sie selbst, um dem Verdacht des Hofes und dem Drängen Königsmarks zu entgehen, diesen beschworen hatte, ihren Hof zu verlassen; vielleicht aber auch daß wirklich eine Flucht im Werke und der Argwohn des Kurprinzen gegründet war.

Was das Richtige oder Falsche in dieser Sache, ist nie ermittelt worden; jedoch darf das Erstere gewiß als das Sicherste angenommen werden, weil ein Beweis der entgegengesetzten Ansicht nie gegeben und Königsmarks Bestrafung nirgends eine offizielle Bekanntmachung gefunden, was ohne Zweifel der Fall gewesen sein würde, wenn man hinreichenden Grund dazu hätte entdecken können.

Das Dunkel, welches über dem Verschwinden des unglücklichen Mannes ausgebreitet liegt, ist die beste Rechtfertigung für Sophia Dorothea, die bald darauf nach Ahlen verbannt und dort bis an ihr Lebensende in Gefangenschaft gehalten wurde. Die Resignation und

stille Ergebenheit, mit der sie dieselbe trug, hat sie zu einer jener rührenden Gestalten gemacht, auf denen die Wehmuth der Geschichte lagert. Man kann ihr Portrait und die Memoiren, die kürzlich von ihr in England erschienen, nicht sehen, ohne die Empfindung einer tiefen Trauer über die grausame Härte eines Schicksals zu haben, das sie weder verdient noch verschuldet. Nimmt man selbst an, daß sie Königsmark geliebt, wer wollte deswegen den Stab über sie brechen? War sie doch jung, schön und voll Hoffnung auf ein Glück, das ihr Gemahl mit seiner brutalen Rohheit und im Verkehr mit seinen Maitressen ihr nie zu gewähren vermochte. Nur ein dynastisches und politisches Interesse hatte sie an diesen Wüstling geknüpft, dem sich ihr Herz im Innersten abgewandt fühlen mußte. Wie viele Andere ihres Gleichen, war auch Sophia Dorothea nur ein Opfer jener beklagenswerthen Staatskunst, die von den Kindern der Könige und Fürsten behauptet, daß sie mehr dem Staate als ihren Eltern geboren seien. Mit Rücksicht darauf werden nun jetzt wie früher noch immer jene diplomatischen Bündnisse geschlossen, welche nicht die Sache der Herzen, sondern die der Kabinette sind. Wieviel Unheil daraus entstanden, ist hier nicht der Ort zu beweisen. Nur bemerkt mag es sein, daß daraus hauptsächlich die Entsittlichung der Throne und die Unmoralität der Höfe entsprang, die sie zum Abscheu der Nationen und zur Geissel der Geschichtsschreiber machten.

Sehr und aufrichtig ist es zu bedauern, daß sich

noch kein Historiograph für die Geschichte fürstlicher Ehen gefunden. Diese zusammengestellt und richtig geschildert, müßten ein wunderbares Gemälde von Unglück, Schlechtigkeit und menschlicher Bosheit geben. Nur sehr wenige Gatten, die auf Thronen saßen, sind in ihrer Vereinigung glücklich gewesen. Die meisten lebten in Zwist, in Hader und gänzlicher Uneinigkeit. Selbst die besten Monarchen, darunter z. B. Friedrich der Große, Joseph der Zweite und Gustav der Dritte waren getrennt oder entzweit mit ihren Gemahlinnen, für die sie kein Herz und keine Liebe besaßen. Sie hatten sich vermählt aus Rücksichten für ihr Land, für ihre Politik oder aus anderen staatsmännischen Gründen, nicht aber aus Neigung oder zärtlichem Interesse. Die Folgen zeigten sich in unnatürlichen Lastern, in Ausschweifungen und allerlei schlechten Verhältnissen, wie sie von anderen Regenten zum Theil in diesem Werke geschildert werden. Das Maitressenwesen ist eben auch nur das Ergebniß, und zwar das unglückseligste, jener Maxime, die wir oben berührten, denn ganze Völker und Reiche haben an den Nachwirkungen desselben gelitten. Vor allem auch Sachsen, das wir bald näher in Betracht zu ziehen und unter Friedrich August zu schildern haben werden.

Hier aber gehen wir noch einmal nach Hannover zurück, um den Grund zu erörtern, der Aurora von Königsmark nach Dresden, auf den eigentlichen Schauplatz unserer Erzählung brachte. Er lag in dem plötzlichen Verschollensein des Bruders, den man eines schönen Sommerabends

in das Schloß zu Hannover treten und nicht wieder hatte zum Vorschein kommen sehen. Die dunkelsten Gerüchte liefen darüber um, keines aber gab einen wirklichen Aufschluß. Hier erzählte man von einem Cavaliere, den Häscher auf der Treppe überfallen und niedergemacht; dort hieß es, daß man einen blutenden Mann in hellem Mantel über eine obere Gallerie in den östlichen Thurm des alten Hauses gebracht. Einige meinten: er sei todt, Andere: er lebe noch. Bestätigt aber ward nichts; denn die Mauern des alten Palais, der Mondschein, der es umflossen, und die Nachtigallen, die im Parke darum geschlagen, vermochten die Räthsel nicht zu lösen, in denen das Verlorengehen Königsmarks eingehüllt liegt. Die Vermuthung bemüht sich umsonst es zu erklären und Motive dazu aufzustellen, die haltbar sind. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat darunter die Eifersucht jener Gräfin Platen, der man allerdings das Schrecklichste zutrauen darf. Leicht kann es möglich sein, daß sie in ihrem Gefühl sich betrogen sehend und durch spöttische Aeußerungen des Ungetreuen gereizt, an ihm die grausamste Rache genommen, deren das Herz einer Furie fähig ist. Ein düsterer Bericht giebt an, daß man sie, eine Laterne in der Hand, triumphirend an dem Leichname gesehen, der in einer Halle in seinem Blute am Boden gelegen haben und später sogar, wie es dunkel verlautet, unter dem Parket ihres Schlafzimmers begraben worden sein soll.

Authentisch aber, wie schon gesagt, ist von alledem nichts. Weder die Briefe, die Aurora erhielt, noch die

Memoiren der Sophia Dorothea geben genauen Aufschluß über das Ende eines Mannes, dessen Schicksal ein ewig dunkler Fleck in der Geschichte jener Tage bleibt, deren ganzen Glanz und Pomp wir bald aus dem Schatten dieser Begebenheit heraus über die junge, schöne, strahlende Schwester des Verschollenen ausgestreut finden.

Diese, um nun auf sie selbst zu kommen, ist wahrscheinlich zu Stade und zwar 1668 geboren, wenn man dem Dr. Friedrich Cramer trauen will, der die Angabe ihrer Geburt um das Jahr 1678 mit der sehr pedantisch-komischen Bemerkung widerlegt „daß er sehr wohl wisse, ein wie undankbares Geschäft es sei, schönen Damen ein früheres Geburtsjahr nachzurechnen und wie er diese Unart nur begehe, um der Wahrheit die Ehre zu geben.“ Wir selbst, der wir es nicht so ängstlich mit dieser Angabe nehmen, schenken ihr gern unsern besten Glauben und ersparen unsern Lesern die weitläufigen Beweise, in die sich der vorhergenannte Biograph in seinen „Denkwürdigkeiten der Gräfin Königsmark“ eingelassen hat, weil es uns im Ganzen sehr gleichgültig sein kann, ob Aurora zehn Jahre älter oder jünger war, als sie in der großen Welt erschien. Wichtiger ist uns, daß sie von allen Seiten als gut und wohl unterrichtet geschildert wird. Es heißt überall, daß die Mutter mit großer Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder geleitet und neben der Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, die sie ihnen einzuflößen verstanden, auch die Pflege stiller und häuslicher Tugenden nicht verabsäumt habe. Ein Päckchen „Alte Rechnungen

der Frau Mutter, wie ich die Haushaltung geführt" von Aurorens eigener Hand geschrieben, in musterhafter Ordnung zusammengestellt, gilt überall als Beleg einer praktischen Wirthschaftsbildung, während die ausgebreiteten Sprachkenntnisse, so wie die Übung in Musik und Dichtkunst, welche beiden Töchtern, Aurora aber besonders eigen gewesen, die höhere und geistige Intelligenz bewiesen, die in ihnen erweckt und gehegt worden war.

Die ersten Grundlagen zur Entwickelung aller dieser Fähigkeiten wurden in Hamburg gelegt, das damals gerade der Sitz vieler angesehenen Familien und das Asyl ausgezeichneter Geister geworden zu sein scheint. Es ist bekannt, daß auch die Königin Christine längere Zeit dort verweilte, und der Cardinal Azelino von da aus schrieb: „In diesem begünstigten und reizenden Lande lebt der Mensch in glücklicher Ruhe; er genießt in Frieden völlige Freiheit, wie sie die Natur allen Menschen beschied, indeß die grausame Staatskunst der Tyrannen dieses Loos der größeren Hälfte der Erde entreißt."

Erst 1680 ging die Mutter mit den Töchtern nach Schweden zurück, wo sie am Hofe zu Stockholm zwar eine sehr glänzende und zuvorkommende Aufnahme, aber doch nicht die Zurückgabe aller jener Güter erlangte, die der damalige König Karl XI., unter dem Vorwande den Uebermuth des Adels niederzudrücken, als unrechtmäßig verkaufte und verpfändete Domainen der Krone ziemlich gewaltsam und oft nicht ohne große Rechtsverletzung auch auf Kosten ihrer Familie an sich gezogen hatte. Von diesem

Zeitpunkte her datirt sich die schnelle Verwirrung des Vermögens im Königsmarkischen Hause, das, gewohnt einen fürstlichen Aufwand zu machen, nun auf einmal viele Güter und Einkommen verlor, auf die es basirt gewesen. Wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu kommen pflegt, so kam es auch hier. Die Familie, im Glück und Reichthum einig und ganz, zersplitterte sich bei diesen Verlusten in viele und heftigstreitende Parteien. Prozesse, Erbschaftsklagen und Rechtsverfolgungen begannen alles gute Vernehmen zu untergraben, und die letzten Sprößlinge eines der reichsten und mächtigsten Häuser in den Ruin und die Verlegenheiten zu stürzen, in denen wir später Maria Aurora bis an ihr Lebensende herumgeworfen sehen.

So lange die alte Gräfin Königsmark lebte, mag noch einigermaßen Halt und Gang in der Sache gewesen sein, nachdem sie aber 1691 zu Stockholm verstorben, fiel Alles bunt und wirr, wie es scheint, durcheinander, so daß die beiden zurückgebliebenen Töchter, von denen die ältere 1689 an den Grafen Karl Gustav Löwenhaupt verheirathet worden war, sich, wie es das Ansehen hat, nicht besser, als durch ein gänzliches Verlassen Schwedens aus allen Aergerlichkeiten und Zwisten herauszuretten vermochten.

Der Ort, welchem sie sich zuwandten, war Hamburg, das ihnen in schöner Erinnerurg als der angenehme Schauplatz ihrer kindlichen Jugend erscheinen mochte, die sie hier in lächelnder und ungetrübter Heiterkeit zugebracht hatten.

Von hieraus verbreitete sich denn auch allmählig der Ruf von Aurorens Schönheit, Klugheit und Anmuth über ganz Deutschland, in dem sie aber doch erst aller Augen auf sich zog, in dem Momente, als sie durch das geheimnißvolle Ende ihres Bruders interessant gemacht, öffentlich auftrat, um Aufklärung und Strafe der Thäter zu fordern.

Es war in einer Nacht zu Anfang Juli 1694, in welcher Philipp Christoph Königsmark verschwunden. — Die erste Nachricht davon erhielt Aurora durch den Secretair des Verschollenen, der ihr in einem einfach, aber rührend geschriebenen Briefe mittheilt, daß sein Herr Sonntag, Abends nach zehn Uhr, ganz allein aus seiner Wohnung gegangen und jetzt, nach drei Tagen, noch nicht zurückgekehrt sei. Nachdem er das Nähere erörtert und seine Vermuthungen kundgegeben, sagt er am Schlusse: „Ein sächsischer General verliert das Leben auf eine schreckliche Weise, vor der ich erbebe; er verliert es mitten in einer Residenz, im vollen Frieden, an einem Orte, wo man ihn vor der Annahme des neuen Dienstverhältnisses hätte treffen können, wenn man ihn zu treffen beabsichtigte. — Welche schwarze, schreckliche, grausame Schandthat! Der letzte Königsmark fällt unter der Hand eines elenden Meuchelmörders, und aller Glanz eines erlauchten Hauses erlischt mit ihm. Wie nothwendig ist es, eine so verabscheuenswerthe Fährte zu verfolgen! — Zögern Sie noch, meine Damen, seine Schwestern! Ihre Stimme zu erheben, und treibt Sie nicht Ihr Inneres,

hierher zu eilen, um den Schleier zu lüften, unter welchem beispiellose Bosheit ihr Spiel treibt? Fordern Sie schleunigst Gerechtigkeit über eine Thatsache, die nicht unbestraft bleiben darf! Fordern Sie einen so plötzlich verschwundenen Bruder zurück und würdigen Sie den Verlust nach seinem unschätzbaren Werthe, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen Fremde zuvorkommen und sich eine Verpflichtung anmaßen, welche Ihnen allein vorzugsweise obliegt!“

Nachdem die beiden Schwestern sich nun zunächst vergebens an den Kurfürsten Ernst August von Hannover mit der schriftlichen Bitte wandten, ihnen zu der Auffindung des Bruders seinen Beistand zu leihen und eine gerichtliche Untersuchung anordnen zu wollen, sammelte und betrieb besonders Aurora die Nachforschungen auf ihre eigene Hand auf das Eifrigste und Beste.

In den Denkwürdigkeiten, die der schon vorher genannte Dr. Friedrich Cramer herausgegeben hat, befinden sich eine Masse Briefe und Berichte, die sich alle auf das Ende Philipp Christophs beziehen, aber einen klaren Thatbestand des traurigen Herganges durchaus nicht übersehen lassen. Eine Angabe widerspricht der andern, ein späterer Beleg dem früheren. Nichts ist festgestellt und nichts erwiesen, so daß es daraus wohl erklärlich wird, wie Aurora lange Zeit noch in der Hoffnung leben konnte, ihr Bruder sei nicht todt, sondern werde nur irgendwo gefangen und versteckt gehalten.

Aus diesem Grunde denn auch besonders war es,

daß Aurora Alles, was in ihren Kräften stand, aufbot, um ihren Nachforschungen mächtige Theilnehmer und Unterstützer zu gewinnen. Nachdem sie sich an mehrere, ihr nahe befreundete Fürsten und Höfe vergebens mit ihrer Bitte um Beistand und Hülfe gewandt, verfiel sie endlich auf den Gedanken, den Kurfürsten Friedrich August den Starken darum anzugehen.

Diesen, wie hier schon früher gemeldet worden ist, hatte Philipp Christoph auf Reisen und Feldzügen begleitet. Später, als er seine Dienste in Hannover quittirte, wandte er sich nach Dresden zurück, wo er noch kurz vor seinem Tode gewesen war, um sich seinem hohen Freunde aufs Neue anzutragen. Da man ihn gern und mit Freuden wieder angenommen, wie es scheint; ihm auch sogleich eine militairische Charge übergeben, so lag es natürlich nahe, den Kurfürsten als seinen natürlichen Herrn zum eigentlichen Schutzpatron jener Nachforschungen zu machen, die Aurora bezweckte. Ja, es darf sogar in Erstaunen versetzen, daß die schöne Leidtragende nicht gleich ihre Zuflucht zu ihm nahm. Sicherlich aber geschah dies nur deswegen nicht, weil ihr andere Fürsten näher standen und sie von diesen etwas mehr als jene guten Worte und leeren Vertröstungen erhoffte, die in den Antworten auf ihre dringenden Gesuche in in ihren Denkwürdigkeiten zum großen Theil noch aufbewahrt liegen.

Unzufrieden damit und durch keine Schwierigkeiten von ihrem Vorhaben abgeschreckt, ging sie 1694 allein,

nur in Begleitung einer Verwandten nach Dresden. Die Angabe, die man vielfach verbreitet findet, und welche sagt, daß sie mit noch zwei anderen Schwestern am sächsischen Hofe erschienen, darf als ein bloßer Irrthum angesehen werden, den man vielleicht nur deswegen beging, um von den Geschwistern als von den drei Grazien sprechen zu können. Ebenso unrichtig ist es, wie mehrfach nachgewiesen worden, daß Aurora's Gesuch in der Klage gegen ein Paar Hamburger Kaufleute bestand, welche ihres Bruders Gelder unterschlagen haben sollten. Von solchen Geldern scheint in der Wirklichkeit nie die Rede gewesen zu sein. Wohl aber mag es mit einen Grund jener emsigen Forschungen nach dem Ende des Bruders abgegeben haben, daß ohne dessen notorische Begründung die Hinterlassenschaft desselben nicht angetreten werden durfte.

Wie dem nun aber auch sei, Aurora wurde in Dresden auf das Zuvorkommendste empfangen, obschon der Kurfürst selbst nicht anwesend, sondern in Leipzig auf der Messe war.

Ehe wir jedoch auf das Verhältniß selber kommen, das wir zwischen diesen beiden Hauptpersonen unserer Darstellung sich entspinnen sehen werden, ist es unerläßlich, zuvor über Friedrich August im Allgemeinen zu sprechen.

Gewöhnlich haben triviale Geschichtsschreiber die lächerliche Thorheit begangen, diesen Fürsten als jene Illustration der Historie abzuschildern, als welche zu glänzen und hingestellt zu sein, er in keiner Weise das Recht be-

sitzt. Sein Geist, sein Thun und Lassen, alles war unbedeutend an sich, und nur gehoben durch den Pomp und den Glanz eines fürstlichen Hofhalts, durch den er sein Volk ruinirte.

Sein Volk, das wie jedes andere, von einer neuen Regierung das Glück und die Größe hoffte, jubelte ihm bei seiner Thronbesteigung enthusiastisch entgegen. — Es kannte seine Abenteuer, seine Fahrten, seine Schönheit, seinen jugendlichen Muth. Man erzählte sich Züge eines großen Characters, schöne Anekdoten, Mährchen von glänzenden Thaten.

Es kann nicht fehlen, hieß es allgemein, er wird Schlachten schlagen und Siege erkämpfen, er wird Sachsen vergrößern und mit Ruhm bereichern, kurz, er wird der Held seines Jahrhunderts werden und die Welt mit seinem Namen erfüllen.

Niemand hat mehr an diese Voraussetzungen geglaubt als Friedrich August selbst. Er hielt sich für das Genie seiner Zeit, für den Louis quatorze von Deutschland. Wie Dieser umgab er sich mit Pracht, mit Luxus, mit Adel und zahlreichen Frauen, wie Dieser ließ er sich huldigen, anstaunen, vergöttern, wie Dieser befahl er sich Standsäulen, Denkmünzen, Lorbeer und Lobgedichte.

Wenn aber schon gegen Ludwig den Vierzehnten die Nachwelt strenge Gerechtigkeit übte und alle Herrlichkeit jenes glänzenden Scheines zerstörte, um wie viel mehr muß dieß bei Friedrich August der Fall sein, der eigentlich nur eine schlechte Copie jenes majestätischen Blend=

werks gab, das mit allem Grunde an den Pranger der historischen Kritik gehört.

Diese historische Kritik in ihrer ganzen Ausdehnung zu üben, ist hier allerdings nicht der Ort, wohl aber muß es als erlaubt angesehen werden, besonders darauf hinzuweisen, wie so gar nichts, was Friedrich August gethan, einen Anspruch auf Auszeichnung oder Belobigung hat. Es ist bekannt, daß er in den Kämpfen gegen die Türken immer verloren und niemals auch nur einen kleinen Sieg über dieselben erfochten. Mit vielem Gepränge wird erzählt, daß ihn die Moslemiten „Demir delhe“, d. h. die eiserne Hand genannt. Wie sehr er aber auch nur diese gewesen, bezeigen die Kriege gegen die Schweden, in denen er Karl XII., dem eisernen Kopfe, gegenüber stand, gegen welchen er eine Niederlage nach der anderen erlitt.

Wie er zum Könige von Polen geworden, wird Jedermann wissen. Er erwarb sich den Thron der Republik durch Geld und Protection. Daß er diesem unglücklichen Wahlreich, von dem Lamartine mit Recht behauptet, daß die Anarchie sein fatalistischer Genius sei *), durchaus und in keiner Beziehung genutzt, bezeugt jede Seite in dem Geschichtsbuche jener Epoche. Die Verwirrung wurde unter seiner Herrschaft nicht geringer, sondern nur größer, weil er sich keine Macht zu erwerben verstand und der Spielball eines nichtsnutzigen Adels

*) L'anarchie, ce fatal génie de la Pologne.
(Histoire des Girondins.)

blieb. Wie schimpflich er sich von dem jungen, schwedischen Heldenkönige daraus vertreiben und vom Throne stoßen ließ, ergeht klar aus jenen Documenten, die er nicht unter seiner Würde hielt anzuerkennen, und in denen er sich selbst für unfähig zu regieren erklären muß. In wie hohem Grade dies allerdings der Fall gewesen, ersieht man aus allem, was er in Sachsen that. Er verpfändete und verkaufte eine Masse Ländereien. „Am rücksichtslosesten erscheint Friedrich August", sagt Fr. Förster im dritten Bande seines Werkes: Die Höfe und Cabinette Europa's im achtzehnten Jahrhundert, „bei den verschiedenen Veräußerungen von Ansprüchen und Besitzungen, die er zum Theil wie ein flotter Student durch Juden verschachern ließ, um nur für den Augenblick nicht ohne Geld zu sein. Die schöne Aussicht für Sachsen, an der niederen Elbe einst Lauenburg wieder zu gewinnen, und sich, wie es Brandenburg gethan, eine Küste und Zutritt zum Meere zu erobern, opferte Friedrich August dem Trugbilde der polnischen Krone auf. Er verkaufte die Ansprüche auf Lauenburg 1697 für 1,100,000 Gulden an Braunschweig und Lüneburg. Die Erbvoigtei über Quedlinburg nebst dem Reichsschulzenamte zu Nordhausen kaufte Brandenburg für 300,000 Thaler; das Amt Petersberg bei Halle für 90,000 Thlr. An den Herzog von Sachsen-Zeiz wurde 1700 die ganze Landeshoheit über den Antheil der albertinischen Linie an die gefürstete Grafschaft Henneberg für 45,000 Thlr. veräußert. Auf die Landeshoheit über die Besitzungen der Fürsten

von Schwarzburg verzichtete der Kurfürst gegen eine jährliche Zahlung von 7000 Thlr., doch kam der Hauptreceß hierüber erst 1719 zu Stande. Ein anderes Mittel sich Geld zu verschaffen, war die Verpfändung, welche man des gehässigen Namens wegen eine „Ueberlassung auf Wiederkauf" nannte. So wurde das Amt Borna 1698 auf Wiederkauf in 24 Jahren an den Herzog Friedrich von Gotha für 500,000 Gulden; das Amt Gräfenhaynchen auf zwölf Jahr für 35,000 Thlr. an die Fürstin Henriette von Anhalt-Dessau; der sächsische Antheil an der Grafschaft Mannsfeld an Hannover für 600,000 Thlr. auf acht Jahre, das Amt Pforta an Sachsen-Weimar für 100,000 Gulden auf zehn Jahre verpfändet."

Alle diese Capitalien verflogen in Nichts. Sie wurden in eitelem Luxus, an Maitressen oder Polen verschwendet, worüber speciell ein anderer Autor mit Fug und Recht gesagt hat: „August goß Kraft und Mark seines deutschen Landes in ein sarmatisches Danaidenfaß."

So viel wenigstens ist gewiß, daß ohne Friedrich August Sachsen heut zu Tage ganz anders dastehen würde, als es mit ihm der Fall ist. Vielleicht wäre Dresden minder schön und mancher köstliche Bau darinnen nicht vorhanden, aber ohne Zweifel würde das Kurfürstenthum als der große Vorort des Protestantismus und seiner Wissenschaften die Hegemonie über das nördliche Deutschland erhalten und sie nicht an Preußen abgetreten haben, wie dies durch Friedrich August, der bekanntlich ja auch zur katholischen Kirche überging, in seiner staatsmännischen Unbedeutenheit veranlaßt wurde.

Durch sie verödete und verarmte das schöne, blühende Land, in welches Karl XII. mit seinem ganzen Heere gezogen kam, um seinem Gegner die Hülfsquellen in seinem eigenen Lande zu verstopfen. Er that es mit jenem schroffen, kargen, aber ehrenwerthen Ernste, der allen seinen Unternehmungen und Plänen eigen war. Er sog Sachsen systematisch, aber nicht grausam aus. Im Gegentheil, er nahm es sogar, wo es irgend ging, gegen den eigenen Herrscher in Schutz und suchte der Thorheit desselben die geeigneten Zügel anzulegen.

Dieser aber spottete Friedrich August inmitten seiner Maitressenwirthschaft, seiner Jagden und Feste, die er trotz aller Trübsale, die er über sein Volk gebracht, und trotz aller Schmach, die er selbst erdulden mußte, lustig und guter Dinge beging. Er lachte, tanzte, trank und trieb seine verliebten Streiche. Die Lage und der Zustand seines Landes kümmerten ihn nicht. Ihn hatte darin von jeher nur zweierlei interessirt: die Leipziger Messe nämlich und der Dresdener Carneval. Eigentlich nur immer zu diesen Gelegenheiten war es, daß er wie zum Besuche nach Sachsen kam. Sonst diente es ihm nur als der große Beutel, dem er das Geld zu seinen Thorheiten entnahm.

Wie ganz und gar ihn diese, und besonders die für das weibliche Geschlecht erfüllten, zeigt am deutlichsten jener Ausspruch, den er that, als ihm gemeldet worden, daß der Regent in Frankreich, Philipp von Orleans, in den Armen einer Buhlerin gestorben. „Laßt mich ster-

ben den Tod dieses Gerechten!" rief er, indem er das Glas im Kreise jener Genossen erhob, mit denen er seine Orgien zu begehen pflegte.

Daß er es damit dennoch bis zu einem Alter von zwei und sechszig Jahren brachte, ist allerdings ein Beweis dafür, daß man Recht gehabt, ihn mit dem Beinamen des Starken zu belegen. Stark war er wirklich, aber diese Stärke, die auch ein Hufschmied besitzen kann, ist freilich sein einziger Ruhm.

Von allem übrigen Gepränge seines Lebens, von allem Glanze, aller Pracht, allen Abenteuern und großem Rufe, ist ihm dagegen eigentlich nichts geblieben, was ihn unsterblich macht, als jener Gassenhauer, den der Humor des Volkes gedichtet und welcher lautet:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg!
Sachsen ist weg,
Polen ist weg,
Augustin liegt in Dreck!
Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg!"

Beifallgeklatsche ist nicht der Ruhm, sagt Lamartine. Nach dem Jubel und dem Applause einer bethörten, unklugen Menge, folgt in diesem Hohngesange das Zischen des Weltgerichts, das den Namen jenes Theaterkönigs, der sich so pomphaft in Scene zu setzen wußte, auf ewig begleiten wird. Es verwirft, es verurtheilt ihn. In diesem Gassenhauer liegt der Richterspruch des gesunden Volkssinnes, welcher Friedrich August zur Lächerlichkeit verdammt.

Diese Verdammung, in welche das prächtige Leben Friedrich Augusts, kläglich genug hinauslief, war aber damals, als Maria Aurora nach Dresden kam, in keiner Weise vorauszusehen. Noch war der Enthusiasmus nicht verkühlt, die Begeisterung noch nicht verrauscht, welche ihn bei seinem Regierungsantritte empfangen. Von seinen abenteuerlichen Fahrten heimgekehrt, hatte er sich kurz vor dem Tode seines Bruders mit der Tochter des Markgrafen von Bayreuth, der fünfzehnjährigen Prinzessin Eberhardine, vermählt.

Allem Anscheine nach, ist Diese eine von jenen blassen Schönheiten gewesen, die ehemals in dem sentimentalen Deutschland eine so große Rolle in den Romanen der Spieß und Clauren gespielt. Man rühmt ihre weiße Haut, ihr blondes Haar, ihre blauen Augen. Von ihren geistigen Fähigkeiten aber wird wenig gesagt. Wahrscheinlich waren sie unbedeutend, und nur eben in so weit entwickelt oder vorhanden, daß sie ausreichten, ihr jene christliche Duldung und Resignation zu geben, mit der sie die spätere Vernachlässigung und Maitressenwirthschaft ihres Gemahls ertrug.

Da man aber damals noch keine Ahnung von diesen Dingen hatte, und sie aus dem Verhalten Friedrich Augusts gegen seinen Bruder auch nicht voraussehen konnte, so begrüßte man die Heirath des Kurprinzen mit allgemeinem Jubel, der sich um so glänzender zeigte, je größer die Entrüstung war, die man über das Verhältniß

empfand, welches der Kurfürst Georg IV. mit einer gewissen Magdalene Sybille von Neitschütz unterhielt.

Friedrich August, so wie die ganze Familie, hatten alles Mögliche versucht, dieses illegale Bündniß zu brechen. Eine bloße flüchtige Neigung, eine wechselnde Laune, eine ordinaire Buhldirnenschaft würde man wahrscheinlich durchaus nicht für gravirend angesehen haben. Aber eine große, wirkliche Leidenschaft erregte tiefe Besorgniß, die man einer Dynastie mit ehrgeizigen Plänen allenfalls verzeihen kann. Nicht verzeihen aber kann man es jenen Historiographen, welche die Geschichte für die Schulen ehrbarer Bürgertöchter appretiren und Wunder glauben, was sie für die Befestigung moralischer Grundsätze gethan, wenn sie über eine Frau wie diese Magdalena Sybilla von Neitschütz die nichtsnutzigsten und schändlichsten Dinge sagen.

Es liegt uns in diesem Augenblicke zum Beispiel ein Buch vor, das die „Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen" heißt und einen gewissen Dr. Carl Ramshorn zum Verfasser hat. Darin wird viel vom Pfuhl der Sittenlosigkeit, von der Schmach der Zeit und unter Anderem auch von der Geliebten jenes Kurfürsten, als von einem Weibe gesprochen, die eine „Schandrolle" spiele.

Diese Schandrolle aber, was war sie anders, als eine schöne und an und für sich sehr rührende Liebe? Georg IV. hatte Magdalena Sybilla von Neitschütz schon in früher Jugend kennen und verehren gelernt. Von ihr getrennt, auf Reisen und Feldzüge geschickt, endlich wider

seinen Willen vermählt, bleibt und gehört sein Herz nur ihr. In wie schöner und treuer Weise, bezeugt zuerst ein naives Dokument, in dem es heißt: „daß er seine Verbindung mit der Sybilla für eine rechte Ehe halte, indem jenes nur eine zugesetzte Sache von der Kirche, dieses aber eben so viel sei, und daß er die in solcher Ehe zu erzeugenden Kinder für rechtmäßig erkläre, wenn sie gleich, um Zerrüttung und Streit im Kurhause zu vermeiden, keinen Theil an den Landen und der Kurwürde haben sollten, weshalb er sich auch die Freiheit vorbehalte, noch eine Frau zu nehmen und mit derselben Kinder zu zeugen, weil in der heiligen Schrift keineswegs verboten zwei Weiber zu nehmen, und Exempel anzuführen seien, worin solches von unserer Kirche zugelassen worden." — Noch mehr aber geschah es durch den Schmerz, den er über das Dahinscheiden seiner Angebeteten empfand, und welcher ihn bald ihr in das Jenseits nachfolgen machte. — Sie starb am 4. April 1694, und schon am 27. April desselben Jahres war auch er verschieden.

Sein Tod brachte Friedrich August auf den sächsischen Kurstuhl, Friedrich August, den Sittenprediger, den Mann der Moral, der eben eine christliche Ehe geschlossen, aber kaum über die ersten Flitterwochen hinaus, ein zärtliches Verhältniß mit einer jungen, Hofdame, einem Fräulein Eleonore von Kessel begann.

Es scheint, daß sie ihn bald erhört und sich ohne Schwierigkeit ergeben. Der Putz und die Diamanten, mit denen sie kindischer Weise sich zu schmücken begann,

verriethen zuerst ihr zärtliches Einverständniß, dem die Mutter des Kurfürsten dadurch sehr bald ein Ende machte, daß sie das niedliche Gänschen an den Feldmarschall von Haugwitz vermählte.

Kurz nach dieser Katastrophe war es, daß Aurora von Königsmark nach Dresden kam — Das „galante Sachsen" des Herrn von Pöllnitz schildert sie bei dieser Gelegenheit wie folgt: „Ihre Gestalt", heißt es darin, „war von mittlerer Größe, leicht und voll Anmuth. Die Züge ihres Gesichts besaßen eine Feinheit und Regelmäßigkeit ohne Gleichen. Ihre Zähne erschienen wohlgeordnet und blendend wie Perlen. Ihre Augen waren schwarz, glänzend, voll Feuer und begabt mit jenem Ausdruck der Zärtlichkeit, dem kein Herz zu widerstehen vermag. Ihre Haare hatten dieselbe Farbe *) und erhöheten dadurch den bewundernswerthen Glanz ihres Teints auf die allerglücklichste Weise. Ihr Hals, ihre Arme und Hände strahlten von einer Weiße, wie sie sonst nichts in der Welt in diesem Maaße eigen sein kann. In einem Wort, daß die Natur ihr zu Liebe sich erschöpft und das Meisterwerk der Schöpfung gegeben habe, dies bezeugten nicht die Vollkommenheiten ihres Körpers allein, sondern auch ihr geistiges Wesen, das Lebendigkeit, schönes Be-

*) A. v. Sternberg in seinen „Bildnissen berühmter deutscher Frauen aus dem achtzehnten Jahrhundert" bezeichnet sie merkwürdiger Weise als blond, und zwar mit dem Zusatze, daß man danach eine gewisse Haarfarbe schwedisch blond genannt. Anm. d. Verf.

nehmen, leichten Scherz, feine Ironie, glückliche Einfälle, schöne Ideen, Großmuth und Edelsinn in sich vereinigte.“ „Ihr Herz“, lautet es weiter, „war wohlwollend, immer bereit zu dienen, nie zu schaden, ohne Mißgunst, Beleidigungen vergessend, freundlich, bescheiden und gut.“

Ganz ähnlich läßt sich ein späterer Verehrer Aurora's unter dem 28. November 1700 in einem Briefe an sie selber aus. Er schreibt: „Die anmuthige Vergegenwärtigung Ihrer Person veranlaßt mich, ein schwaches Bild Ihrer Liebenswürdigkeit zu entwerfen und Ihnen zu sagen, daß man sich nichts Reizendes denken kann, was Sie nicht in höchster Vollkommenheit besitzen. Niemand in der Welt hat mehr Geist als Sie, und zwar einen Geist, der immer erheitert. Sie gehören nicht zu den Schönheiten, welche nur für den ersten Augenblick überraschen, sondern zu denen, von welchen man um so mehr bezaubert wird, je länger man sie bewundert, denn Anmuth ist von Ihnen unzertrennlich. Ich habe Sie in Augenblicken betrachtet, wo Sie die Schönheit aller Welt übertrafen. Ihr Ruhm kann nicht größer und herrlicher sein; er ist so edel, so erhaben, daß man Sie liebt, ohne Sie erblickt zu haben. So habe ich mich Ihnen schon längst gewidmet; Sie dürfen dies nicht von dem Tage her zählen, wo ich das Glück hatte Sie zu sehen; seien Sie vielmehr so gerecht zu erwägen, daß ich früher von dem Rufe und Glanze Ihres Geistes bezaubert war, als von dem Ihrer Schönheit, die dem Wechsel unterworfen ist. Meine Liebe und Leidenschaft wird um so standhaf-

ter und fester sein. Doch ich will damit nicht leugnen, wie ich mit großem Zartgefühl bemerke, daß Sie einen Reichthum körperlicher Reize besitzen, daß Ihr Wuchs anmuthig ausgezeichnete Hoheit verräth, da er weder zu stark noch zu schlank ist, daß, wenn Sie mehr Fülle hätten, das Ebenmaaß, welches vollkommen zu Ihrer Größe stimmt, verloren ginge; so stehen alle Theile dieses reizenden Körpers in bester Uebereinstimmung. Ihre Gesichtsfarbe, lebhaft und prachtvoll, zeigt beständige Jugendblüthe, welche glauben läßt, daß Sie als Dreißigjährige kaum zwanzig Jahre zählen. Ihr Haarwuchs ist von ungewöhnlicher Fülle und Schwärze, schön geformt das runde Antlitz, offen und erhaben die Stirn; unter derselben erblickt man zwei große, schwarze Linien, welche ohne Kunst in natürlicher Gestalt bezaubern; dieses sind die Liebesbogen, nahe den Augen, welche Pfeile auf die widerspenstigen Herzen senden. Groß, dunkel, voll Feuer sind diese Augen, voll wunderreichen Glanzes. Wie schön geformt ist nicht die Nase, der Mund von geringer Größe, die Lippen von Natur gefärbt, immer blutroth, die Zähne in höchster Vollkommenheit, schön weiß, gleich groß, wohlgestellt! Mit einem Worte, Alles muß den Unempfindlichsten mit seligen Gefühlen erfüllen! Doch, mein Zweck ist nur, sie zu überzeugen, daß meine Liebe von der Bewunderung unwandelbarer Eigenschaften ausging, daß sie deshalb ewig treu sein wird."

Will man nun auch annehmen, daß dieser Brief, weil er an die Person, die er verherrlicht, selbst gerichtet ist,

viel Schmeichelei und hofmännische Uebertreibung enthält, so muß man auf der anderen Seite, wenn man gerecht sein will, doch auch bedenken, daß der Schreiber desselben ein Verwandter Auroren's und allem Anscheine nach auch nicht mehr der Jüngste war. In einer Nachschrift spricht er ganz ehrbar von seiner alten Frau, die der Gräfin Cousine bestens die Hände küßt. Rechnet man hierzu den großen Ruf von der Schönheit Auroren's, und die Bewunderung, die man selbst der Leiche derselben, die sich zu Quedlinburg in so seltsamer Weise erhalten, bis auf die neueste Zeit gezollt hat, so darf man sich wohl zu der Annahme berechtigt fühlen, daß sie in der That als eine vollkommene Schönheit anzuerkennen ist, die damals, als sie nach Dresden kam, gerade in der vollsten Blüthe stand.

Nach Allem übrigens, was man über sie erzählt und geurtheilt findet, scheint sie allerdings zu jenen Frauen gehört zu haben, deren Natur den größeren Reiz in dem Umgange mit Männern, in dem mit ihres Gleichen aber nur einen sehr geringen, entfaltete. Stieß sie ihr eigenes Geschlecht auch nicht geradezu von sich ab, so zog sie es, wie es das Ansehen gewinnt, doch auch ganz und gar nicht an sich. Wenigstens ist außer ihrer Schwester durchaus kein weibliches Wesen bekannt, das sich eng und herzlich an sie angeschlossen. Sie muß nie eine eigentliche Freundin und Vertraute besessen haben, sonst würde gewiß ein Brief, ein Name, ein kleines Merkmal vorhanden sein, aus dem man dies schließen könnte.

Daß man es nicht kann, charakterisirt Maria Aurora auf's Beste, denn es beweist auf der einen Seite die Größe ihres Geistes, und giebt auf der anderen das Motiv zu jenem Unstäten und Ruhelosen, das ihrem Leben eigen gewesen. Frauen, die durch ihre Begabung sich über ihres Gleichen erheben und in die Welt der Männer gewiesen werden, zeigen gewöhnlich das traurige Schicksal einer vereinsamten Stellung.

Ehe wir aber auf diese und damit auf den wehmüthigen Theil unserer Biographie gelangen, haben wir zuvor eine Epoche des Glückes, des Glanzes und des Ruhmes zu durchlaufen, wie sie in Deutschland eine sehr seltene ist.

Sie begann mit der Liebe Friedrich Augusts, dem Aurora in Dresden entgegenharrte. Nicht ohne Spannung mag sie die erste Begegnung erwartet haben, die ihr einen Mann zeigen sollte, von dem ihr der Ruf das Schönste und Glänzendste sagte.

Nichts macht den Mann einer Frau interessanter, als bestandene Liebesabenteuer. Daß daran aber gerade das Leben Friedrich Augusts besonders reich war, wußte alle Welt. Es ist daher auch kaum zu bezweifeln, daß Aurora von jenen Damen in Italien und Spanien gehört, von denen „das galante Sachsen" erzählt, und deren Neigung sich der Kurprinz oft auf die verwegenste Weise erworben. Gift, Dolch und Degen, denen er dabei offen und im Geheimen zu begegnen hatte, konnten den Reiz nur erhöhen, den ein junges, weibliches Gemüth für Verhältnisse, wie

unter anderen das mit der unglücklichen Marquesa Maria von Manzera eines war, empfand.

Diese Liebe der Marquesa Maria von Manzera, wie viel Schönes, Rührendes und Fesselndes mußte sie für ein Herz besitzen, dem die eigenen Gefühle noch wie ein Mährchen waren! Diese heimlichen Zusammenkünfte, diese glühende Leidenschaft, diese Mondscheinnächte und Degenrencontres, wie mußten sie entflammen und schüren! — Diese Rache des Mannes, dieses traurige Ende, dieser melancholische Tod, wie mußte das Schmerz und Trauer erwecken!

Ach, nichts ist so trist und erhebend zugleich, als das Dahinscheiden der Jugend, die mit dem Lächeln der Liebe stirbt. Dies junge spanische Weib mit dem feurigen Auge, der schwellenden Brust, dem heißen Athem, man denke es sich Nachts auf seinem Zimmer, gezwungen von dem eifersüchtigen Gatten ein vergiftetes Getränk zu nehmen, ruhig, todesmuthig, noch mit dem letzten Seufzer den Namen des Geliebten lispelnd.

Wieviel Romantik, wieviel Zauber der Liebe in dieser Geschichte, der das „galante Sachsen" noch andere ähnliche in Venedig und Florenz zur Seite zu stellen weiß. Gewiß hat Aurora sie alle gehört und klopfenden Herzens der Stunde geharrt, in der sie dem Helden derselben entgegentreten sollte.

Endlich kam sie. Friedrich August war von der Leipziger Messe mit seinen Einkäufen zurückgekehrt und ertheilte mit großer Bereitwilligkeit der schönen schwedischen

Gräfin Audienz. Sie sprach weich, weinend, gerührt von dem räthselhaften Verschwinden des Bruders; sie bat um Schutz, um Unterstützung, um fürstliche Vermittelung.

Friedrich August hörte zu, wie im Traume. Die Worte verrauschten, die Bitten verklangen. Er begriff nicht, von was man redete. Die Augen flammend auf Maria Aurora gerichtet, stand er da, staunend, entzückt, im Rausche der Bewunderung.

Sie ist schön, wie eine Göttin, dachte er bei sich selbst, indem er sie mit den Frauen verglich, die ihn bisher begeistert, und welche alle hinter diesem Adel der Gestalt, dieser Hoheit der Züge, diesem geistigen Glanz einer schönen Erscheinung zurückstehen mußten. Wie mild dieses dunkele Auge, wie sinnend diese hohe Stirn, wie anmuthig dieser kleine Mund, wie glänzend dieses prächtige Haar!

Ach, er glaubte zum ersten Male ein Weib zu sehen. Die anderen kamen ihm wie blasse Schatten dagegen vor, besonders seine Frau, die blonde Eberhardine, welche ihm die Königsmark zugeführt hatte. Wie eine Zofe, wie eine Dienerin erschien sie neben der flehenden Gräfin, die mit der ganzen majestätischen Anmuth der Größe vor seine Augen trat, welche sich nicht satt sehen konnten an den tausend Reizen ihres schönen Gesichts, ihrer feinen Formen, ihres graziösen Wesens, ihres leisesten Athemzuges.

Wie sich selbst entrückt, sagen die Berichterstatter dieser ersten Begegnung, blieb er in ihr Anschaun versunken, aus dem ihn die Nothwendigkeit, auf ihr Gesuch ein

paar Worte der Erwiederung zu sagen, kaum herausreißen konnte. Von Genugthuung, von Rache, von sicherer Auskunft sprach er, von dem Dunkel eines trüben Geschicks, welches er lüften wolle; innerlich aber dachte er daran gar nicht. Was war ihm ein verschollener Bruder, ein gemordeter Königsmark, ein verscharrter Leichnam? Das schöne, blühende Wesen, das vor ihm stand, nahm alle seine Sinne, Empfindungen und Gedanken in Anspruch. Sie erringen, sie besitzen, sie sein zu nennen, das war die Idee, die ihn beschäftigte, der Plan, den er brütete. Der verlorene Reisegefährte, der meuchlings getödtete Waffengenosse kümmerte ihn nicht. Was Strafe des Frevels! Was Rache der Unschuld! Die Macht und Begierde der Leidenschaft erstickten jede Regung des Mitgefühls, der gerechten Sache, der Trauer um ein junges Leben.

Aurora aber? Je nun, ihr ging es nicht anders. Sie war jung, schön, geistreich, voll Talent und glänzender Eigenschaften; eine ausgezeichnete Frau, ein wahres Muster der femme supérieure, wie die Staël-Holstein sie aufstellt. Einen Gott hätte sie beglücken können, aber das Schicksal, das fast alle bedeutenden Weiber ereilt, ereilte auch sie: sie gab sich dem unbedeutenden Manne hin.

Das Talent ist tyrannisch. Es will Unterordnung, Ergebenheit, Gehorsam. Die schöpferische Macht duldet keinen Widerstand, keine Eigenthümlichkeit, kein fremdes Selbstgefühl. Sie verlangt das weiche Wort, die fügsame Seele, die untergebene That, was Alles dem weib-

lichen Geiste gegenüber nur der gewöhnliche Mann zu bieten vermag. Der ungewöhnliche, der Mensch von Charakter, von Tiefe, von Genie ist dessen nicht fähig. Die weibliche Größe wird von der Wucht seines Gehaltes instinktmäßig abgestoßen, sie flieht, sie weicht ihm aus und stürzt sich dem Dummkopf, dem Gecken, dem blasirten Lion der Mode, dem routinirten Wüstling an's Herz.

Der Wüstling besonders ist der gefeierte Held der Damen. Ein Roué, der fünf Weiber verführt hat, kann hundert verführen. Die Fabel des Don Juan birgt eine räthselhafte, unerforschliche Wahrheit in sich, das Mysterium der Sinnlichkeit, das Geheimniß der Wollust.

Diese besonders ist es, die in dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten, ihren eigentlichen Cultus erhält. „Die Galanterie ist die Narrheit der Franzosen", schrieb die Pompadour, „die anderen Nationen wissen zu lieben." *) Hauptsächlich wurde dies von der deutschen gerühmt. Man sprach von ihrer Treue, ihrer Zucht, ihrem Familienleben. Jeder Hans war ein Abelard und jede Grethe eine Heloise.

Aber das kam mit der Zeit aus der Mode. Paris erschien schon damals als die maaßgebende Stadt der Sitten, Gebräuche und Lebensarten. Man ahmte ihr nach in allen Lastern, allen Thorheiten, allem Frevel. So kam es, daß auch die deutsche Liebe verpönt und verachtet wurde, daß man die Achseln darüber zuckte und lächelte.

---

*) La galanterie est la folie des Français: les autres nations savent aimer. (Briefe der Pompadour.)

Nichts Komischeres gab es als eine gute Ehe, ein zartes Verhältniß, eine platonische Verehrung. Die Frivolität florirte. Man eiferte jener Thorheit der Galanterie nach, die in Frankreich betrieben wurde. Man machte die Schäferspiele, die nackten Brüste, die Raffinerien der Koketterie und der Passionen nach. Man tanzte auf dem Rasen, man jagte, man gab sich Stelldicheine, alles, wie wir das schon von dem Hofe zu Hannover gemeldet.

An dem von Dresden war und wurde es noch in einem höheren Grade der Fall. — Friedrich August hatte mehr Geld, mehr Leichtsinn, mehr Ruf. Alles drängte sich zu ihm, alles wetteiferte ihm zu dienen. — Seine Umgebung war prachtvoll, groß, luxuriös. Die Feste, die Bälle, die Jagden folgten einander auf dem Fuße. Eines wechselte das andere ab. Es herrschte ein ewiger Taumel, ein steter Rausch. Das Vergnügen, welches Louis Blanc den Traum des Glückes genannt, entzückte die Welt, deren Geist, Schönheit und Ruhm herzugeströmt kam, um sich im Schimmer desselben zu sonnen.

Wenn dies der Schauplatz war, den Maria Aurora von Königsmark betrat, so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir sie geneigt finden, die Königin desselben zu werden. Die allgemeine Laxheit der Sitten hatte auch sie affizirt. Sie scheute vor einem Verhältniß nicht zurück, das die brutale Masse vielleicht schmähen, in dem sie selbst aber nur den glänzendsten Spielraum für ihren Geist, ihr Herz und ihre Fähigkeiten erblicken konnte.

Welch ein Reiz muß für eine junge, glücksuchende Frau in dem Gedanken liegen, den Herrscher eines blühenden Landes in ihren Armen zu haben! Ihn lenken, leiten, anspornen zu können zu großen Thaten, schönen Werken, erhabenen Handlungen — welch eine Aussicht das! Der Ruhm und die Segnungen eines Volkes liegen wie eine Sonne darüber, die Alles verklärt, verherrlicht und strahlen macht, selbst die Schwäche, den Fehler, den Fall der Tugend.

Maria Aurora von Königsmark wagte ihn. Nachdem Friedrich August lang um sie geworben, nachdem er sich in Bitten, Seufzern und Thränen erschöpft, nachdem er tausendfach vor ihr gekniet und ihr ewige Treue geschworen, ergab sie sich ihm, groß und edel, ganz und frei.

Nichts ist so lächerlich, als alle jene Erzählungen von den Künsten einer abgeschmackten Verführung, wie wir sie vielfach in Dramen, Romanen und Biographien aufgetischt finden. Lasen wir doch selbst in einem sogenannten historischen Originalgemälde, daß sich Maria Aurora durch ein heißes Glas Punsch, das ihr der Kurfürst nach dem Tanze gereicht, habe bethören und gewinnen lassen. „Der Genius der Menschheit", heißt es bei dieser Gelegenheit pathetisch, „sang ihrer Unschuld weinend den Grabgesang, und der Engel der Versöhnung bezeichnete ihre Ermordung schmerzlich lächelnd neben ihrem Namen im Buche des Schicksals."

Alle diese sentimentalen Trivialitäten aber passen durchaus nicht auf unsere Heldin. Aurora von Königs-

mark wußte vollkommen, was sie that. Nicht verführt war sie worden, sondern geschenkt hatte sie sich einem jungen Fürsten, von dem sie glaubte, daß sie sein guter Genius werden würde.

Aus diesem Grunde geschah es denn auch, daß ihre Hingabe keine heimliche, keine unvorbereitete, keine im Fluge des Zufalls genossene, sondern im Gegentheil ein offizieller Akt, eine feierliche Vermählung, eine erwogene und beschlossene Thatsache war.

Am deutlichsten geht dies aus den Beschreibungen hervor, die über diese ganze Begebenheit noch mehrfach vorhanden sind. In einer derselben heißt es: „Der Kurfürst war vorausgeeilt, die Damen folgten zu Wagen in Amazonenkleidung. Als sie vor dem Schlosse im Walde ankamen, trat ihnen aus dem Portale Diana mit ihrem Gefolge entgegen. Sie wendete sich an „Aurora“, und bat diese Göttin der Schönheit und Jugend, in ihren Palast einzutreten, um hier die Huldigung der Gottheiten des Waldes zu empfangen. Die Damen traten, von Diana geführt, in einen Saal ein, in welchem die Liebesgeschichten dieser Göttin in verführerischen Bildern dargestellt waren, doch fehlte der für seine verwegene Neugier mit einem Hirschgeweih gekrönte Aktäon hier ebenfalls nicht. Auf den Wink der Göttin stiegen aus dem Fußboden Tische mit Speisen, Wein und Blumen; Flöten und Schalmeien tönten aus dem dunkeln Walde herüber und bald darauf erschien Pan, mit dem lustigen Gefolge von Satyrn und Faunen, welche zwischen den

Damen Platz nahmen. Pan war niemand anders, als der Kurfürst selbst; er wählte sich natürlich Aurora zu seiner Nachbarin. Jetzt wurden draußen Jagdhörner und Hundegebell laut; man eilte an die Fenster, die Parforce-Jagd hetzte einen Achtzehnender vorüber; der Kurfürst lud die Damen ein, sich anzuschließen. Für die Amazonen wurden Pferde vorgeführt, für die Zaghaften standen Jagdkaleschen bereit. Von allen Seiten gejagt, sah sich der Hirsch zuletzt zu dem gewagten Sprung in einen See gezwungen, die Hunde stürzten sich nach, das Gefolge warf sich in Gondeln und die Damen fuhren nach einer nahen Insel, von wo aus sie dem traurigen Schauspiele zusahen, wie von Jagdspießen getroffen, von Hunden angefallen, das edle Wild in den Fluthen den Tod fand. Auf der Insel nahm ein türkisches Zelt die lustige Gesellschaft auf, der Großsultan, umgeben von den Großwürdenträgern des Reichs, erschien mit einem großen Gefolge von Sklaven und Janitscharen, und hieß die Damen bei sich willkommen. Es war der Kurfürst wiederum in einer neuen Verkleidung, und um keine Artigkeit eines Sultans zu versäumen, warf er der Gräfin Aurora einen kostbaren türkischen Shawl als Schnupftuch zu, wodurch er sie zu seiner Favoritin erklärte. Nachdem man hier Sorbets und andere Erfrischungen eingenommen, wurde eine Spazierfahrt auf dem See gemacht; am Ufer erwarteten die Wagen die Gesellschaft, der Großherr stieg mit seiner Favoritin in eine Kalesche, und am Abend kehrte man nach dem Schlosse Moritzburg

zurück. Der Kurfürst führte die Gräfin in die, für sie bestimmten Gemächer, mit der Versicherung, daß sie von heut an, die Gebieterin über dies Schloß sei. Mit asiatischer Pracht waren die Zimmer der Gräfin meublirt, das Schlafzimmer mit schweren, seidenen, rosenfarbenen Stoffen ausgeschlagen; die kostbarsten Kleider und ein reicher Schmuck von Perlen und Brillanten lag in ihrem Ankleidezimmer. Sobald die Kammerfrauen die Gräfin umgekleidet hatten, erschien der Kurfürst ebenfalls in kostbarer Kleidung, um sie in das Theater zu führen, wo man das französische Ballet: „Die Liebe Amor's und Psyche's" in den reizendsten Gruppen vorstellte. Nach geendigtem Theater versammelte man sich zum Souper. Die Gräfin fand auf ihrem Teller ein Bouquet von den seltensten Edelsteinen, durch welches der Kurfürst sie zur Königin des Balles, welchen er nach aufgehobener Tafel mit ihr eröffnete, erklärte. Man konnte glauben ein glückliches Brautpaar den Hochzeitreigen tanzen zu sehen, so vertraut war der Kurfürst mit der Gräfin geworden, und diese Rollen schienen Beiden vor allen anderen, welche sie an diesem Tage gespielt hatten, zuzusagen."

Das „galante Sachsen" berichtet, um die Sache vollständig zu machen, daß um Mitternacht sich das schöne Paar aus dem Tanzsaale verlor und daß die gefälligen Hofleute thaten, als wenn sie nichts davon merkten.

Dies und die Feste, die vierzehn Tage hintereinander fort auf der Moritzburg gefeiert wurden, beweisen mehr als Alles, daß das Ganze ein ordentliches Beilager und

keinesweges eine Verführung oder ein gewöhnliches galantes Abenteuer gewesen.

Aurora von Königsmark vermählte sich vielmehr in gewissem Sinne Friedrich August als das Weib seines Herzens, seiner Neigung und Wünsche. Was sie davon hoffte, war eine ewige Treue, eine beständige Liebe, ein großer Einfluß auf sein Leben. Nicht um Schmuck und Pracht, nicht um eitlen Gepränges wegen, gab sie sich ihm hin, auch nicht, weil sie nur seine Zärtlichkeiten dulden, seine Augen küssen, und die böse Laune von seinem Gesichte schmeicheln wollte, sondern weil sie die Kraft und den Drang in sich fühlte, ihn zu leiten, zu veredeln, zu erheben.

Sie war genial und bedeutsam genug, um große Angelegenheiten zu führen und in der Politik von dem entschiedensten Einfluß zu sein. Sie besaß eine seltene Klugheit, größere Bildung als damals üblich, vielen Geist, starken Charakter und rühmenswerthe Energie, alles Dinge, die Friedrich August fehlten und welche seiner Regierung eine andere Wendung als sie in der That genommen, hätten geben müssen, wenn er sie anzunehmen und zu benutzen verstanden.

Leider aber verstand er dies nicht, denn er gehörte unglücklicher Weise zu Jenen, die selbst ohne Größe, nicht einmal an Andern sie zu schätzen oder zu würdigen wissen. So kam es, daß er von lauter schlechten und ordinairen Kreaturen umgeben, die beiden größesten Menschen, die sich ihm angeschlossen, verließ und verrieth.

Der Eine davon war Johann Reinhold von Patkul, jener kluge und scharf combinirende Staatsmann, welchem Friedrich August es nie vergeben konnte, daß er in dem berühmt gewordenen „Bedenken von schwedischer Invasion in Sachsen", das abzufassen, er ihn selber aufgefordert hatte, mit seltener Freiheit alle seine Schwächen und Fehler in der Politik an den Tag zu legen gewagt.

Der Schluß desselben heißt: „Bisher habe ich nur erzählungsweise vorgestellt, was die Höfe Europa's, von denen J. k. M. Hülfe kommen muß, für Hindernisse finden, in ein gemeinsames Concert zu treten und an dero Conservation Hand anzulegen. Wenn man nun auf die Mittel, wie solche Hindernisse zu heben, reflektiren sollte, so findet sich, daß das Übel nunmehro so beschaffen, daß eine nicht geringe Anzahl Verständiger sich unterstehen würden zu behaupten: es sei so viel Zeit verloren und so viel falsche Maaßregeln genommen, daß alle Medizin, wenn auch etwa eine derselben zu finden wäre, vergeblich und zu spät sei, sintemal J. k. M. Sachen in einer so gefährlichen Krisis stehen, als anitzo kein einziger Staat in Europa, auch nicht viele auf einen so großen Fall (sichern Untergang) jemals gestanden. Und wenn denn auch J. k. M. die Resolution fassen und das Uebel einer Cur unterwerfen wollten, so hat man doch aus vielen raisons und aus der expérience zu besorgen, daß man J. k. M. nur zu einer Palliativ-Cur verleiten, die Wurzel nicht angreifen, sondern auf einem in der Substanz corrumpirten Grunde, eine embellirte

Façade bauen werde, welches in der Sache gar nichts helfen, noch das Unglück, so vor der Thür steht, abkehren, oder andere Wirkung thun wird, als daß mit Hinwegschleppung der Zeit und einer execrablen Flatterie die Lebensgeister von J. k. M. Staate nach und nach entkräftet, insensiblement dahinfallen und auf eine irreparable Art plötzlich darnieder liegen werden."

Den wenigen Dank, den Patkul für diese offene und leider gegen die Könige nur zu selten geführte Sprache, sich voraussagte, bekundete er hinlänglich in den Worten: „Also habe ich nun Ew. k. M. allergnädigst und so oft wiederholten inständigen Befehl zu allerunterthänigst gehorsamster Folge meine aufrichtige Meinung und Sentiments entdeckt. Der Schluß davon ist widrig und ich weiß, daß zu allen Zeiten, so geistliche als politische Propheten ihrer unangenehmen Prophezeihungen halber großen Herrn odios gewesen, ja sogar mit ihren aufrichtigen Sentiments für sich nichts anderes, als das Grab, wenigstens Ungnade, Verfolgung und dergleichen Widerwärtigkeiten sich bereitet haben. Sothane Consideration hat sich bei mir anitzt nicht mit Ungrund auch eingefunden, weil ich schon davon effektive Proben, so vormals anderswo genossen, als auch zu der Zeit, da ich die Ehre gehabt, in Ew. k. M. Dienste zu stehen. Jedoch da Ew. k. M. mir zu verschiedenen Malen, theils selbst auferlegt, theils auch durch Andere mit Nachdruck erinnern lassen, dieses ohne einige Besorgniß auszufertigen, so hoffe, es werde J. k. M. um so viel weniger mein offen-

herziges und aufrichtiges Gutachten in Ungnaden vermerken, als unläugbar, daß es nicht meine Gedanken, sondern pure Sentiments anderer Höfe sind, wovon Ew. k. M., wenn Sie sich dessen nur erkundigen wollen, mehrere Gewißheit erlangen werden. Ich habe auch, weder mit dem devoir, noch mit der Devotion, die ich Ew. K. M. bis an mein Lebensende zu bezeugen geneigt bin, verträglich gefunden, hierbei die Wahrheit zu hinterhalten, oder auf einige Weise zu simuliren, zumal da Ihro Zaar. Maj. an I. k. M. Wohlfahrt und Glorie so großen Antheil nehmen. Würde ich aber bei diesem Gehorsam, den ich erwiesen, mich Ew. k. M. Ungnade theilhaftig gemacht haben, so würde ich zwar ein solches mir tief zu Gemüthe ziehen; es dürfte aber die Zeit kommen, da es zur Soulagirung meines Gewissens vor Gott und zur Rettung meiner Reputation bei der Welt gereichen könnte, daß ich eine redliche Intention für Ew. k. M. Conservation und Glorie durch dies Sentiment an den Tag gelegt und mit Freude zu meiner Entschuldigung sagen müßte: „dixi, et salvavi animam meam!“

In dieser Denkschrift von höchstem historischen Interesse tadelt Patkul, daß man die sächsische Infanterie nach den Verlusten gegen die Schweden nach Sachsen gezogen und damit dem Feinde den Weg dahin gezeigt habe. Auswärtige Hülfe, diesen von den Grenzen abzuhalten, glaubt er nicht versprechen zu dürfen, weil alle Höfe keine besondere Achtung vor der Politik des sächsischen Kabinettes hegten, dessen „Gouvernement“ als

„hauptsächlich corrupt" angesehen werde und wie er zugiebt, in der That auch sei. Er berührt die Verschwendung, die schlechte Verwaltung, die Willkühr der Minister, die Religionsveränderung Friedrich Augusts selbst. Als das einzige Mittel, sich das Vertrauen der auswärtigen Mächte zu gewinnen, schlägt Patkul eine gänzliche Veränderung des Ministeriums und geheimen Conseils vor, denn nicht mit dem Degen, meint er, sondern allein durch einen geschickten „coup de plume" sei die Aufrechthaltung Sachsens zu behaupten.

Um diesen Streich mit der Feder aber auszuführen, dazu hätte es eines gescheuten Kopfes bedurft, der Friedrich August durchaus nicht war. Nur auf's Dreinschlagen verstand er sich, nicht auf Geist, Intelligenz und politische Berechnungen. In dieser Beziehung war er gänzlich bornirt und rathlos, wie das sein Regiment in Sachsen und in eiuem noch höheren Grade das in Polen bezeugt.

Die Thorheiten, die er dort begangen, werden wir noch später zu erwähnen haben, hier wollen wir einstweilen nur noch einmal auf Patkul zurückkommen. Sein trauriges Ende und die Verrätherei, durch welche Friedrich August ihn an Karl XII. ausliefern ließ, beweisen deutlich wie wenig ihm dieser Mann gewesen, dessen politischen Scharfblick er nicht erkannte. Was aber seinen Freimuth anbetrifft, so belohnte er ihn, wie ihn die Könige immer zu belohnen pflegen: mit Undank und Rache. Nicht sagen muß man ihnen die Wahrheit, die sie nicht hören wollen, sondern sie erfahren muß man sie

lassen. Zwar ist es bekannt, daß sie Schaden nicht klug macht. Aber was thut das, da die Nationen es dafür werden? Die Irrthümer der Monarchen bilden die Weisheit der Völker. Die Erfahrungen der Ersten sind die Schule der Letzteren, die immer erst dann ausgelernt haben, wenn sie jene nicht mehr bedürfen und sich selbst zu regieren vermögen.

Mit Recht hat Lamartine gesagt: Daß die Republik das Schlußwort der Revolution und die letzte Anstrengung der Nationalitäten sei.*) Sie ist die Reife des Staatsbürgerthums, jene Politik der Realität, die sich auf die Erkenntniß des Menschen und nicht auf die Gnade Gottes stützt, auf deren Rechnung hin das Königthum sich oft so ungnädig zeigt.

Einen schlagenden Beweis dafür gab Friedrich August, indem er Patkul auslieferte; Karl XII. indem er ihn auf das Grausamste hinrichten ließ.

Der Magister Lorenz Hagen, der ihn als Seelsorger auf seinem letzten Wege begleitete, hinterließ darüber folgenden Bericht: „Der Richtplatz," heißt es, „war mit dreihundert Mann zu Pferde umgeben, als er nun die aufgerichteten Räder sah, erschrak er heftig, umfaßte mich und sprach: Ach, Herr Pastor, bittet Gott, daß ich nicht verzweifle! Ich tröstete ihn bestens und bat ihn, den gekreuzigten Jesum stets im Gedächtnisse zu behalten. Dar-

*) La république est le dernier mot de la Revolution, comme le dernier effort de la nationalité.

(Histoire des Girondins.)

auf wurde er aus dem Wagen geholt und unterdessen, daß ihm die Ketten abgelöst wurden, betete er: O Lamm Gottes, unschuldig u. s. w.

Danach, als er zu dem Ort kam, da er gerichtet werden sollte, rief der Capitain vom Regimente, der Majors-Dienste that, laut und sagte: „Allen und Jedem sei hierdurch kund und zu wissen gethan, daß Ihro kgl. Majestät in Schweden, unsers allergnädigsten Königs und Herrn gestrenger Befehl ist, daß dieser Joh. Reinhold Patkul, der ein Landesverräther ist, ihm zur verdienten Strafe und Andern zum Exempel, solle gerädert und geviertheilt werden. Ein Jeder hüte sich vor Untreue und diene seinem Könige redlich." Bei dem Worte: Landesverräther zuckte Patkul die Schultern und sah gen Himmel. Danach fragte er, wo soll ich hin? Als der Scharfrichter ihm den Ort zeigte, sagte er zu ihm: thut eure Dienste und gab ihm ein Papier mit Gelde. Der polnische Scharfrichter war ein in seinem Handwerke ganz unerfahrener Mann, den man dazu aufgegriffen hatte. Er bat den Herrn Patkul demüthigst um Verzeihung, daß er ihm diese Ungelegenheit machen müßte, und nannte ihn immer: gnädiger Herr. Anstatt eines schweren, beschlagenen Rades, hatte er ein altes, unbeschlagenes Rad von einem polnischen Karren genommen. Es war das gräßlichste Schauspiel, was jemals menschlichen Augen bei einer Hinrichtung geboten wurde. Anstatt den armen Sünder auf eine hohle Unterlage oder einen hölzernen Rost zu legen, hatte man Patkul auf die

platte Erde niederlegen lassen, auch war vergessen, ihm eine Schlinge um den Hals zu legen, um ihn zu erdrosseln, bevor Arme und Beine zerschlagen wurden; man hatte ihn nur an vier Pflöcke festgebunden. Unter dem fürchterlichsten Geschrei und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes und der Menschen, erhielt er vierzehn bis fünfzehn Stöße mit dem Rade. Als ihm die Arm- und Bein-Röhren mit wiederholten Schlägen zerbrochen waren, rief der Hauptmann Waldow dem Scharfrichter zu: er solle ihm doch die Brust zerschlagen und der Marter ein Ende machen, allein seine Brust widerstand dem Schlage und Patkul rief dem Hauptmann zu: Liebster Hauptmann! Kopf ab! wozu derselbe dem Scharfrichter Befehl gab. Als man jetzt Patkul losband, raffte er sich auf, und schleppte sich blutend und verstümmelt, so daß die zerschlagenen Knochen der Arme und Füße einen grausigen Anblick gewährten, den selbst die, an das Blutbad manches Schlachtfeldes gewöhnten Krieger, nicht ohne Empörung und Abscheu ertragen konnten, zu dem Block und legte seinen Kopf darauf. Allein in dem Kopfabschlagen war der Scharfrichter eben so unerfahren, wie in dem Rädern, auch hatte er nur Befehl erhalten, den durch das Rad getödteten Leichnam mit dem Beile in vier Stücke zu zertheilen. Auf Zureden des Hauptmannes entschloß er sich endlich dem Unglücklichen den Kopf abzuschlagen; das Beil aber war stumpf und der Mann so ungeschickt, daß er erst nach mehreren Hieben den Kopf vom Rumpfe trennte. Hierauf wurde der Körper gevier-

theilt, jedes Stück auf ein aufgerichtetes Rad geflochten, der Kopf aber auf eine Stange in der Mitte gesteckt."

Dieser scheußliche Mord, den Karl XII. begehen ließ, muß ein ewiger Schandfleck in seiner Geschichte sein, der um so gravirender für ihn wird, je unhaltbarer die Gründe sind, die ihn veranlassen konnten.

Der erste und hauptsächlichste dafür war eine Rancüne, die Karl XII. von Karl XI. her mit der Krone zugleich übernommen hatte. Der letztere König, „bei dem der böse Geist des Absolutismus, wie er sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der gekrönten Häupter bemächtigte, ein sehr geneigtes Ohr gefunden," vergriff sich nämlich an den Rechten und Privilegien Lieflands, welches im Frieden zu Oliva 1660 von Polen an Schweden mit der ausdrücklichen Bestätigung aller Freiheiten, abgetreten worden, auf die empfindlichste und ungerechteste Weise dadurch, daß er das Gesetz, nach welchem der Bauer dem Ritter nicht leibeigen, sondern neben diesem auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatte, umstieß und die Verwaltung des schön gelegenen, reichen Küstenlandes der unbeschränkten Herrschergewalt unterwarf. Es wurde zu diesem Ende bestimmt „die königliche Souverainetät solle von dem Reichsrathe unabhängig sein, denn der König habe seine Krone nur von Gott und sei nur Gott allein von seiner Regierung Rechenschaft schuldig."

Unter dieser nichtsnutzigen Ansicht, die sich nur zu lange erhalten und welche den Königen zu allen Verbrechen, die sie gegen ihre Völker begangen, als Schutz

und Schirm gedient, befahl Karl XI. damals die Errichtung eines Reduktions-Collegiums, welches die Macht erhielt, alle von den vorigen Königen schenkungsweise veräußerten, oder unter ihrem wahren Werthe verkauften Domainen mit der Krone wieder zu vereinigen. Demzufolge sollten alle, sowohl allodiale als feudale Herrschaften, die vor oder nach dem Jahre 1604 der Krone entfremdet worden, dem Könige zurückgegeben werden. Desgleichen alle königlichen und adeligen Paläste „die mit ihren Renten von 1655 bis 1681 zu reduciren seien.“ Außerdem wurden dem Könige zuerkannt „alle Güter in Finnland, in Schweden und in den vom Meer entlegenen Provinzen, von denen man befinden würde, daß sie über sechshundert Reichsthaler Silbermünze einbrächten.“

Um diese und ähnliche ganz willkürliche und tyrannische Beschlüsse auszuführen, wurde eine besondere Reduktions-Commission auch nach Liefland geschickt, welche sofort die Güter bezeichnete, welche eingezogen werden sollten. Die liefländische Ritterschaft, die mit Recht über ein so rechtloses Verfahren empört war, schickte Gesandte an Karl XI. ab, gegen welche Dieser „obschon sie in gehöriger Submission ihre jura und privilegia demüthigst in Vorstellung brachten,“ sich doch so erboßte, daß er bei gehabter Audienz gegen die Deputirten den Degen zog.

Sie kehrten unverrichteter Sache zurück und mußten sich der Ausführung des Reduktions-Ediktes fügen, welches aber auf die Länge so viele Klagen und Remonstrationen erweckte, daß der König 1688 befahl „einige De-

putirte von der Ritterschaft, welche genugsam unterrichtet wären, möchten nach Schweden kommen, üm von den alten Rechten und Successionsgerechtigkeiten Nachricht zu geben."

Die zu dieser Sendung auserwählten Abgeordneten waren ein gewisser Leonhard Gustav von Budberg und Johann Reinhold Patkul.

Da ihre Einwendungen abschlägliche Resolutionen erhielten, kehrte der Erstere bald darauf nach Liefland zurück, während der Letztere in Stockholm selbst noch zurück blieb und jede Gelegenheit benutzte, um bei dem Könige und seiner Regierung die gerechte Sache durch freimüthige Darlegung und offene Erklärungen, so viel es ging zu fördern.

Leider erwarb er sich dafür nichts als die Ungnade des Königs und die Verfolgung von dessen Räthen. Nach vielen vergeblichen Versuchen sich Recht und Genugthuung zu verschaffen, sah er sich endlich genöthigt, seine Heimath zu verlassen.

Darauf zuerst in Friedrich August's Dienste, dann in die des Zaaren getreten, führte und leitete er besonders den Krieg, den der König von Polen gegen Schweden eröffnete, um Liefland zurück zu erobern. An dem Mißgeschicke desselben, war er wenig Schuld, denn die Umstände und die Kopflosigkeit Friedrich August's verdarben seine Pläne, von denen sogar seine Feinde sagen: „daß sie sehr gut angelegt und von großem Erfolge hätten sein müssen, wenn sie die richtige Ausführung gefunden."

Die furchtbare Härte, mit welcher Karl XII. gegen ihn verfuhr, ist eine schreckliche Bestätigung dessen. Nicht sowohl den Feind, als vielmehr das Genie, das gegen ihn gestanden, bestrafte er in dem entsetzlichen Tode, den er dem widerrechtlich ausgelieferten Gesandten einer fremden Macht zuzuerkennen sich veranlaßt sah.

Wie die Gründe dazu nun auch sein und lauten mögen, nie kann die Hinrichtung vertheidigt oder gut geheißen werden, die in demselben Grade gegen das Völkerrecht, wie gegen alle Gesetze der Menschlichkeit war. Sie ist und bleibt eine reine Schändlichkeit, die in dem Buche der Geschichte nicht genug gerügt werden kann.

Was aber ihre Stelle hier in unserer Biographie betrifft, so erhielt sie dieselbe nur, weil sie dazu dienen soll, die Zeit und die Menschen zu charakterisiren, mit denen wir es zu thun haben.

Friedrich August's schlechtes und leichtsinniges Herz kann nicht besser dargestellt werden, als durch das Verhalten gegen Patkul und Aurora von Königsmark, welches die andere große Persönlichkeit ist, die er nicht werth zu halten und zu würdigen wußte.

Von allen Frauen, die sich ihm ergeben, ist sie eigentlich diejenige, welche seine Neigung am kürzesten besessen. Tänzerinnen und ganz gewöhnliche Dirnen beschäftigten ihn weit länger, als Aurora, deren geistige Erhabenheit ihn drückte. Die Bildung, die Feinheit des Gefühls und ihr reizender Witz wurden sehr bald störende Elemente für seinen Umgang mit ihr. Er kam nur um

zu tändeln, um zu küssen, um sinnliche Emotionen zu haben. Nur immer lächeln, nur immer schmeicheln, nur immer lieben sollte die Gräfin. Nicht denken, nicht Einfälle und große Regungen haben, das widerte ihn an; das belästigte ihn; ach, das gab ihm Langeweile. Was Kenntniß, Kunst und anmuthige Verse! Ein Schlag mit dem Fächer, eine derbe Koketterie, eine schamlose Frivolität waren ihm lieber. Das hatte seinen Reiz für ihn, das machte ihn froh und guter Laune. Darüber konnte er lachen und seine Freude haben. Aber ein seelenvoller Gesang, ein kluges Gespräch, eine gute Idee, das alles begriff er nicht. Dazu fehlten ihm Sinn und Verstand, am meisten einer Frau gegenüber, von der er nicht einsehen konnte, wie sie dazu kam von etwas anderem als von Putz, von Schmuck und seiner Liebe zu reden. Sie über die Politik, die Lage seines Landes oder das neueste Werk Voltaire's sprechen zu hören, ach, das machte ihm Kopfweh und böses Blut. Darüber wurde er sehr verdrießlich.

Aurora scheint bald darüber in's Klare gekommen zu sein, denn noch in den ersten Tagen ihres Glanzes, im vollsten Rausche der Liebe flog sie eine Ahnung ihrer traurigen Zukunft an. Ach, wie unglücklich würde ich sein, wenn Sie mich aufgeben könnten! seufzte sie einmal schmerzlich, als sie an seinem Halse hing und von den goldenen Träumen ihrer Zukunft sprach, von denen leider kein einziger in Erfüllung gegangen.

Nur zu bald mußte Aurora von Königsmark sich zu

jener tristen Resignation des Herzens verstehen, deren ganze Wehmuth George Sand in ihrem schönen Romane „Indiana" dargestellt und in der herzzerbrechendsten Weise in jenen Worten niedergelegt hat, in denen es heißt: Mit Schrecken sagte sie sich, daß sie für ihn nur die Laune von drei Tagen, während er für sie der Traum eines ganzen Lebens war.*)

Diesen Traum eines ganzen Lebens, wer hätte ihn nicht einmal gehegt, geküßt und geliebt in dem Blick, in dem Hauch, in dem Herzschlag eines Wesens, das ihm theuer und werth über Alles war! Ach, wer aber auch hätte ihn nicht verschwinden, und in das Nichts vergehen sehen! Wer nicht seufzte darüber:

Von deinem Küssen, deinem Kosen,
Was blieb zurück mir? Ach, fürwahr!
Nicht mehr als von den blüh'nden Rosen
Und Wolken im vergang'nen Jahr!

Mit Recht sagt Laube irgendwo in seinen Reisenovellen: „Es trägt jeder seine eigene Tragödie im Herzen."

Auch Aurora von Königsmark that das, aber mit jener geistigen Kraft, mit jener edlen Würde, wie sie nur großen Seelen eigen. Nicht Lamentationen, nicht larmoyante Klagen entweihten ihren Schmerz. Sie trug ihn mit jenem Lächeln, das die Majestät des Unglücks

---

*) Elle se disait avec terreur qu'elle était pour lui le caprice de trois jours et qu'il avait été pour elle le rêve de toute une vie.

ist. Kein Groll, keine üble Laune, kein Haß bemächtigte sich ihrer. Sie blieb so gefaßt in den Tagen des Verlassenseins, wie sie es war, in denen der Huldigung, des Glückes, der Liebe.

Den schönsten Beweis für das Letztere liefert die Achtung, die sie überall und besonders auch bei der Gemahlin des Kurfürsten erweckte. Das „galante Sachsen" erzählt, daß Eberhardine eines Tages gesagt: Es tröstet mich, eine Nebenbuhlerin von solchem Verdienste zu haben!

Gegen sie bestand das hauptsächlich darin, daß Aurora bei Friedrich August fortwährend auf das Entschiedenste dahin zu wirken suchte, daß er sich gegen seine arme verlassene Gemahlin mit Achtung und Ergebenheit benahm. Es war, als hätte sie mitten in ihrem Triumphe eine Ahnung von dem Gefühle einer aufgegebenen Geliebten gehabt. Überall, wo es ging, versuchte sie dieses zu schonen und nirgends hat sie es auf eine verletzende Weise herausgefordert. Selbst, als sie nach Dresden zurückkam, und ein dort ihr vom Kurfürsten prächtig eingerichtetes Haus bezog, in welchem er fast täglich soupirte und rauschende Feste gab, selbst hier bewahrte sie jene ruhige, gemessene Haltung und die feinste Rücksicht gegen die Welt und den Hof.

Am glänzendsten war dies der Fall bei ihrer Niederkunft. Niemand weiß eigentlich wann und wo diese stattgefunden. Weit entfernt Prunk und Aufsehn mit ihrem Verhältnisse zu machen, zog sie es vor, die Frucht desselben das Licht der Welt in aller Stille erblicken zu lassen.

Es heißt, daß in der zweiten Hälfte des Oktobers 1696 Maria Aurora von Königsmark ihren Sohn, welchen Friedrich August, wie das „galante Sachsen“ sagt, in Erinnerung an die schönen Tage auf der Moritzburg Moritz genannt, in Goslar geboren habe. Wenigstens wird eine mysteriöse Taufe in dem Register der dortigen Marktkirche, allgemein für die des Grafen Moritz, des später so berühmt gewordenen Marschalls von Sachsen, gehalten. Ihre Notifizirung lautet: „Den achtundzwanzigsten Oktober, im Jahre sechszehnhundertsechsundneunzig Abends zwischen sieben und acht Uhr, ist von der vornehmen Frau in R. Heinrich Christoph Winkels Hause ein Söhnchen geboren und den 30. ejusd. getauft, des Abends im Hause von M. S. Alb, und mit dem Namen Mauritius dem Herrn Jesu einverleibt. Gevatter haben gestanden Herr Dr. Trumph, R. N. Dufings und R. Heinrich Christoph Winkel.“ —

Nur bis zu der Geburt dieses Sohnes erhielt sich die Neigung des Kurfürsten, worüber der schon vielfach citirte Dr. Fr. Cramer das Ausführliche und Genaue in folgender Weise meldet:

„Der kurze Zeitraum,“ sagt er, „innerhalb welches die Gräfin Königsmark, als erklärte Geliebte des Kurfürsten glänzte, läßt sich genau nachweisen. Die Bekanntschaft ward im Herbste 1694 geknüpft. Im Anfang des folgenden Jahres übernahm August die Führung des kaiserlichen Heeres wider die Türken. Zu diesem Kriegszuge stärkte er sich durch einen vierwöchentlichen Aufenthalt

im Karlsbade, wohin ihn die Gräfin, unter großem Gepränge, begleitete und als die Begünstigte seiner Nähe sich erfreute, bis er endlich am 8. Juni 1695 gen Wien aufbrach; wogegen Aurora nach Dresden zurückkehrte. Die kurfürstliche Hauptstadt sah den Regenten, die gefeierte Gräfin den Geliebten im Laufe des November-Monates wieder, wo der Liebeslust neue Opfer gebracht wurden, indeß sich August zu dem neuen Feldzuge gegen die Türken anschickte, um wo möglich die im ersten Feldzuge vergeblich gesuchten Siegeskränze zu gewinnen. Zu diesem Behufe brach er 1696 früher auf als im vorigen Jahre, und eilte im April über Wien nach Ungarn. Mit diesem zweiten Feldzuge, als kaiserlicher Feldherr, hörte das bisherige Liebesverhältniß zur schönen Aurora auf, denn als er in den letzten Tagen desselben Jahres wieder in Dresden eintraf, war sie indeß Mutter des Grafen von Sachsen geworden, nach dessen Geburt der Kurfürst bekanntlich seine Buhlergunst anderen Frauen zuwandte; auch brachte er schon von Wien, wo er der Wollust öffentlich genug fröhnte, eine Gräfin Esterle mit, welche die neue Reihefolge der Maitressen eröffnete."

Diese Gräfin Esterle, die ein ganz gewöhnliches und gemeines Frauenzimmer gewesen zu sein scheint, traf Friedrich August, wie schon oben gesagt, in Wien bei Hofe, wo ihr Mann irgend ein Amt bekleidete.

Ihre Schönheit sowohl, wie ihre Koketterie zogen die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich, von dessen Verhältniß zu ihr das „galante Sachsen" die skandalösesten Dinge erzählt.

Unter anderem findet man darin berichtet, daß der Mann den fürstlichen Liebhaber im Bett bei seiner Frau überrascht und daß jener, um sie vor dessen Wuth zu schützen, sie in das Haus seines Gesandten gebracht habe.

Aus diesem holte sie später der Graf selbst wieder ab, nachdem er die Sache überlegt und sich willig gefunden hatte, einen Contract einzugehen, welcher ihm eine Pension von 20,000 Fl. sicherte, außerdem ihm aber auferlegte: auf alle ehelichen Rechte bei seiner Frau zu verzichten, sie reisen zu lassen, wohin sie wolle, und alle Kinder, die sie gebäre, als die seinigen anzuerkennen.

Das „galante Sachsen" erzählt bei dieser Gelegenheit eine Scene, die dem Hofleben Ludwig XIV. aus dem Spiegel gestohlen zu sein scheint.

Graf Esterle nämlich durch den Degen des aus dem Bette gesprungenen Kurfürsten vertrieben, eilte sogleich in irgend eine Antichambre, um sein Unglück zu berichten.

Die Hofleute, die sich um ihn drängten, suchten ihn zu trösten und erinnerten ihn dabei an Amphytrion, dem die Alkmene, an Herrn von Montespan, dem die Mortemar untreu wurde. Man muß die Sache nehmen, wie sie ist, sagte Einer. Bei den alten Römern war es ein bekannter Gebrauch, daß die Ehemänner dem Kaiser ihre Frauen abtraten, wenn dieser ihrer begehrte.

Alles recht gut und schön, soll der Graf Esterle hierauf geantwortet haben. Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn der Kurfürst von Sachsen mein wirklicher Herr und Herrscher wäre, aber dieser ist er nun doch einmal nicht.

So machen Sie ihn dazu, rieth ihm kurz und bündig ein Politiker. Treten Sie in seine Dienste, so ist ihr Gewissen beruhigt und alles in Ordnung.

Diesen Rath hat Graf Esterle denn auch wirklich befolgt. Er ließ sich zum Kammerherrn am sächsischen Hofe machen und begleitete seine Frau in dieser Charge dorthin, als sie Friedrich August folgte.

Hier in Dresden benahm sie sich so hochfahrend, rücksichtslos und frech, daß bald das ganze Land, dem sie die enormsten Summen kostete, darüber in laute Verwünschungen und Klagen ausbrach. Mit der unverschämtesten Anmaßung betrug sie sich besonders gegen die Kurfürstin Eberhardine, die kurz vor der Niederkunft Aurorens, nämlich am 7. Oktober 1696 ihren Gemahl mit einem Kurprinzen beschenkt hatte. Statt aber dafür sein Weib zu ehren, zwang er es vielmehr zu der Erniedrigung der Gräfin Esterle öffentlichen Empfang und demüthigende Aufmerksamkeiten angedeihen zu lassen. Darüber bitter und tief gekränkt, zog sich die Kurprinzessin auf das Schloß Pretsch bei Torgau zurück, um dort in stiller Trauer und Einsamkeit zu leben.

Die Gräfin Esterle dagegen führte ihr frivoles und verschwenderisches Leben fort. Ihre glänzendsten Triumphe feierte sie in Polen, wo sie der damals stattfindenden Krönung in Krakau und Warschau beiwohnte. Bald aber überführt, ihre Gunst hier auch andern Männern zugewandt zu haben, mußte sie eine schnelle und plötzliche Verbannung erleiden, bei welcher Friedrich August sich

zu der Gemeinheit bereden ließ, ihr Schmuck und Diamanten abzufordern.

Er sandte ihr eigends einen Offizier nach, der die Vollmacht hatte, ihre Schatulle in Beschlag zu nehmen. Da sie aber ihren Geliebten gut genug gekannt, und diese unkönigliche Forderung vorausgesehen zu haben scheint, so war sie darauf vorbereitet.

Sie lieferte ihre Kassette, die sie in Gegenwart des Abgesandten versiegelte, ab. Als aber Friedrich August sie in Warschau öffnete, fand er nichts als Kieselsteine und Flitterkram darin.

Später trat sie in Dresden wieder auf, gelangte aber nie wieder in Gunst, so viel Mühe sie sich darum auch gab.

Nach ihr gewann Fatime, eine junge Türkin, des Königs Herz. Er lernte sie bei einer Frau von Brebentow kennen, die sie als ein Hochzeitsgeschenk von dem Feldmarschall von Schöning erhalten hatte, welchem sie bei der Eroberung Buda's in einem Alter von fünf Jahren als Beute zuertheilt worden war. Erwachsen und sorgfältig ausgebildet, zog sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, wurde seine Maitresse und gebar ihm einen Sohn, den er zum Grafen Rutowsky machte. Die Mutter verheirathete er bald darauf an einen Oberstlieutenant seiner Garden, einen Herrn von Spiegel, weil seine Neigung bereits einen andern Gegenstand gefunden.

Es war dies die polnische Gräfin Lubomirska, welche

er später durch den deutschen Kaiser zur Fürstin von Teschen machen ließ.

Sie begleitete ihn nach Sachsen, wo sie der Königin vorgestellt, auf deren Frage, seit wann sie in Sachsen sei, die Antwort gab: Ich bin mit dem Könige gekommen und denke mit diesem auch recht bald wieder fortzugehen.

Die Thränen, welche Eberhardine darüber in die Augen traten, rächte die damalige Königin von Preußen, die sich in Leipzig mit einer schönen Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau zum Besuche befand, dadurch, daß sie der übermüthigen Maitresse das Prekaire ihres Verhältnisses auf die allerschlagendste Weise vor Augen stellte.

Nicht zufrieden nämlich, daß sie zu einer kleinen Soirée, der ein Maskenball folgte, die Gräfin Königsmark, die Gräfin Esterle und die Frau von Haugwitz eingeladen und dadurch Friedrich August in keine geringe Verlegenheit gebracht hatte, nicht zufrieden damit, sagen wir, wußte sie es auch noch möglich zu machen, daß die Fürstin von Teschen durch eine Maske verstellt ihren Geliebten gerade in dem Augenblicke überraschen mußte, in welchem dieser der Prinzessin Henriette die schmeichelhafteste Liebeserklärung zu Füßen legte.

Zwar war Diese eine viel zu edle und kluge Dame, als daß sie solchen leichtsinnigen Bewerbungen Gehör hätte ertheilen sollen, aber die gute Fürstin von Teschen, die dergleichen für unmöglich hielt, nahm sie sich doch so sehr zu Herzen, daß sie ohnmächtig wurde und krank nach Hause gebracht werden mußte.

Nachdem sie eine ganze Nacht, in Thränen gebadet, schlaflos verseufzt hatte, kam endlich am Morgen der König zu ihr, um sie zu besänftigen. Er schwor ihr, daß sein Benehmen gegen die Prinzessin Henriette nichts als leeres Amüsement sei, dem kein Ernst zu Grunde liege. Obgleich sie sich davon überzeugen ließ, deuten die Memoiren der damaligen Zeit doch ziemlich genau darauf hin, daß Friedrich August ein wirkliches Interesse für die junge, liebenswürdige Verwandte der preußischen Königin hegte. Es wird berichtet, daß er ihr bis nach Oranienbaum gefolgt, dort aber ziemlich kalt verabschiedet worden sei.

Um sich dafür zu entschädigen, kehrte er mit um so leidenschaftlicherer Verehrung zu der Fürstin von Teschen zurück, welche ihm einen Sohn gebar, den er den Chevalier George de Saxe nennen ließ.

Nachdem er aber bald darauf wieder nach Polen zurückgekehrt, von dem ungestümen Schwedenkönige in Krieg verwickelt, seinen Vergnügungen auf einige Zeit entsagen mußte, vergaß und verließ er auch sie.

Aus Warschau vertrieben, des Thrones beraubt, kehrte er nach Sachsen zurück, wo er bald, um sich über seine Niederlagen zu trösten, ein neues Verhältniß begann. Die Frau, mit der er es anknüpfte, war die Gräfin Hoymb (Hoym) die spätere Reichsgräfin von Cosel.

Ehe wir aber auf Diese, der ein besonderer Abschnitt in unserem Buche gebührt, eingehen können, müssen wir

zunächst hier noch einmal auf die Gräfin Königsmark zurückkommen, um die zweite Hälfte ihres Lebens darzustellen.

Obschon diese, wie wir bereits früher gesagt, ein ziemlich trüber Theil ihres Lebens ist, so bietet er im Ganzen genommen für die Charakterschilderung Aurorens dennoch eine fast glänzendere Seite dar, als der erste, den wir so eben durchlaufen und welcher so reich war an Pomp, an Liebe, an schönen Tagen, an Sonnenschein des Glücks! Erst nach dem Verlust alles dessen, zeigte sich die Größe und die Schönheit ihres Geistes, den die Pracht seiner Umgebung, fast möchte man sagen, mehr verdunkelte, als hervorhob. Mit dem Abfall aller strahlenden und verblendenden Aeußerlichkeiten jedoch, zeigte ihr Herz vor allem die natürliche Hoheit, die des Flitters nicht bedarf, um hervorzustechen.

Daß sie Friedrich August nicht um eiteln Vortheils und auch nicht darum geliebt, weil er, wie man berichtet, ein schöner Mann gewesen, das beweis't am deutlichsten ihr Benehmen, nachdem er ihr untreu geworden. — Keine Klagen, keine Seufzer, keine Zudringlichkeiten beschwerten sein Ohr. Mit einer Thräne im Auge sagte sie zu sich selbst: Du hast dich getäuscht in ihm. Du mußt ihm entsagen. Entsagen wie einem schönen Traum, wie einer verflossenen Stunde, wie der Kühlung eines verrauschten Windes. Händeringen und Bitten führen ihn nicht mehr zurück. Könnten sie's aber, wozu sollte das dienen? Du liebst ihn nicht mehr. Du hast nur

noch eine Art von Anhänglichkeit an ihn, weil er der Gegenstand deiner Illusionen war. Daß du dich in ihm irren konntest, das ist der einzige Reiz, den er noch für dich hat!

„Es liegt immer ein wenig Geringschätzung in der vergebenden Sanftmuth des Löwen," *) sagt Alexander Dumas irgendwo in einem seiner Romane.

Mit entschiedenem Rechte kann dieser Ausspruch auf die Vergebung angewendet werden, die Aurora Friedrich August angedeihen ließ. Mehr als jede Kritik, mehr als jede historische Prüfung, mehr als jedes Volksurtheil, verdammt den pomphaften Theaterkönig die Gelassenheit und Ruhe, mit denen ihn seine Geliebte, der schöne Genius seines Lebens aufgab.

In diesem Aufgeben liegt seine Geringfügigkeit documentirt, seine Gehaltlosigkeit, seine kleine Seele. Wäre er ein Held, ein großer Mann, eine Capacität gewesen, wahrlich, Aurora von Königsmark hätte ihn nicht „laufen gelassen," wie sie ihn „laufen ließ." Sie würde sich an ihn gedrängt, ihn verfolgt, ihn gezwungen haben, sie zu lieben. Nur weil er mit ihrer Liebe nichts anzufangen wußte, verschonte sie ihn damit und zog sich so weit von ihm zurück, als es ging, ohne ihn ihres Sohnes wegen ganz aus der Hand zu geben.

Der Sohn war ihr Alles. In ihm wollte sie den

---

*) Il y a toujours un peu de dédain dans la mansuétude du lion. *(Les mémoires d'un médecin.)*

Ruhm, die Macht, die Größe erziehen, die sie nicht hatte erreichen können. Mit Erstaunen muß es uns daher erfüllen, daß kein Biograph unserer Heldin bisher den wahren Grund für das Ausschlagen aller Heirathsanträge hat finden können, obschon er so nah und ganz auf der Hand liegt.

Nicht „ein fortwährender Schweiß von unangenehmem Geruch", der ihr, wie das „galante Sachsen" sagt, nach ihrer Niederkunft geblieben und den König verscheucht haben soll, sondern die kluge Ueberlegung, daß eine Heirath die Ursache einer gänzlichen Entfremdung zwischen ihr und dem Könige herbeiführen würde, war das, was sie bewog, alle Bewerbungen abzuweisen. So annehmbar und glänzend dieselben auch schienen; immer war es der Gedanke an den Sohn, der sie veranlaßte, sie abzulehnen. Ein Mann, andere Kinder, neue und fremde Bezüge mußten dem Schicksale Moritzens Abbruch thun. Nur so lange als sie allein und ganz auf Friedrich August angewiesen stand, stand es auch der junge Graf, der verlieren mußte, so wie eine Zwischenperson in das eigenthümliche Verhältniß hineingezogen wurde.

Um diesem auszuweichen war sie zeitig zu der Einsicht gelangt, daß sie eine ehrenwerthe und gesicherte Stellung suchen müsse. Ihr Blick war bei dieser Gelegenheit auf das Stift Quedlinburg gefallen, in dem sie sich das Asyl ihres Lebens erkor.

Noch vor ihrer ersten Reise nach Dresden, besagen uns Memoiren, stattete sie dort bei der Aebtissin,

der Prinzessin Anna Dorothea von Sachsen=Weimar einen Besuch ab, mit der also sie oder ihre Familie in freundschaftlicher Beziehung gestanden haben müssen. Sehr leicht erklärt sich hieraus, wie Aurora überhaupt auf das Stift Quedlinburg, und besonders zur Protection der Vorsteherin hat kommen können. Nach vielen Briefen, Gesuchen und Schritten, die wir hier nicht weiter erörtern wollen, wurde sie 1700 zur Pröbstin ernannt, wodurch sie ein jährliches Einkommen von etwa 8000 Thalern heutigen Werthes zugesichert erhielt.

Wie sehr sie dieses gebraucht und wie wenig es doch gereicht, wird klar durch ihre Briefe, die noch vorhanden sind, an den Tag gelegt. Fast in allen befinden sich Klagen über Mangel an Geld. Bald ist es ihre Schwester, bald ihr Schwager, bald ihr Sohn, bald sie selbst, die es nöthig haben und nicht auftreiben können. Immer Verlegenheiten, immer Verdruß, immer Schulden und Sorge um's Auskommen! Nicht nur die Fähigkeiten eines großen Geistes besaß Aurora; auch seine Drangsale, seinen Kummer, seine ewigen Kämpfe machte sie durch. Wie jedes Genie, so war auch sie nicht haushälterisch und karg. Sie gab und warf das Geld mit vollen Händen fort. Sie rechnete nicht, sie führte nicht Buch, sie wußte sich niemals einzurichten.

Aus diesem Grunde schlug es ihr auch nur zum Nachtheil aus, daß sie sich 1698 das Rittergut Wilxen in Schlesien im Oelsschen Districte kaufte. Die Zinsen, die Geschäfte, die An= und Auskäufe verwickelten und ver=

wirrten den Zustand ihres Vermögens noch mehr. Klagen und Prozesse waren die Folge, die um so drückender für sie wurde, je kärglicher sich Friedrich August gegen sie zeigte. Seine kostspieligen Maitressen und die Verschwendung, die er in Polen trieb, ließen ihm wenig übrig an Zeit und Mitteln. Nur kurz, einsylbig und frostig beantwortete er ihre Briefe und selten schickte er Geschenke.

Maria Aurora aber, weit entfernt, darüber böse oder erzürnt zu sein, hielt in ihrem einmal angenommenen Verhalten Stand. Nirgends ist eine Spur von Unwillen, von Mißvergnügen oder übler Laune zu entdecken. Von keiner Zurücksetzung, von keinem Vergessen ist die Rede, immer nur schreibt sie von ihrem Sohn, von Moritz, von der Freude ihres Lebens. Aber nicht bettelhaft, nicht drängend thut sie das, nicht um ihn dadurch zu neuen Sendungen, zu größeren Geschenken zu bewegen, sondern nur um ihn seiner Liebe, seinem Herzen, seiner Bevorzugung zu empfehlen.

Zum großen Theil auch darin nicht befriedigt, zeigt sie dennoch weder Empfindlichkeit noch Aerger, sondern behält vielmehr dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Milde, dieselbe Hingebung, die sie gegen ihn immer besessen.

Am Besten bewies sie das 1701, als sie von der Bedrängniß erfuhr, in die sich der König zu Warschau durch den Krieg der Schweden versetzt fand. Vom Zaaren wenig unterstützt, noch weniger von den Polen selbst, mußte ihm Alles daran liegen einen Frieden zu ermitteln, der ihm Zeit und Muße gab, seinen Vergnügungen nach-

zugehen. Die Märsche, die Schlachtpläne, das Leben unter freiem Himmel gefielen ihm wenig. Schöne Weiber, Tanz, Musik und glänzende Feste galten ihm mehr als der Ruhm eines Feldherrn, den zu erwerben, er nur in seinen ersten Jünglingsjahren getrachtet. Die Kämpfe, Verluste und Niederlagen, die er in Ungarn gegen die Türken durchgemacht, hatten seine Begeisterung für den Lorbeer des Krieges, den er sich wie die Gunst der Frauen im Fluge zu erhaschen glaubte, abgekühlt. Er sehnte sich nach Ruhe und dem Pompe des Friedens.

Diese Sehnsucht öffentlich zu bekennen, durfte er nicht wagen. Einmal, weil er Rußland nicht beleidigen mochte, und dann auch hauptsächlich deswegen, weil er wußte, daß die polnische Republik darauf ausging, auf ihre eigene Hand hin Frieden mit Karl XII. zu schließen. Bei diesem hätte er leicht zu kurz und vielleicht ganz um den Thron kommen können. Darum mußte ihm vor allem daran gelegen sein, hinter dem Rücken des Wahlreichs Unterhandlungen anzuknüpfen, noch ehe diese von ihm selbst unternommen wurden. Nun war es freilich schwer, dafür eine geeignete Person zu finden. Ein Minister, ein Offizier oder ein Hofmann würden den Verdacht der Polen rege gemacht und die List verrathen haben. Wo aber war sonst Jemand zu finden, der Geschick und Ansehn genug besaß, um einen Auftrag von solcher Schwierigkeit auszuführen?

Die Verlegenheit, die Friedrich August über die Beantwortung dieser Frage empfand, ist wahrscheinlich durch

ihn selbst oder durch den Grafen Löwenhaupt, den Schwager Aurora's, der sich in den Diensten und in der nächsten Umgebung des Königs befand, bis zu ihren Ohren gelangt. Kaum davon unterrichtet, reiste sie ab, um sich der Aufgabe zu unterziehen.

Die meisten Historiographen führen an, daß sie sich in ihren eigenen Interessen auf den Weg zu Karl XII. begab. Aber abgesehen davon, daß der Zeitpunkt und das Kriegslager einer Frau, wie der Gräfin Königsmark durchaus nicht geeignet scheinen konnten, um Wiederanknüpfung und Regelung veralteter Erbschafts- und Proceß-Angelegenheiten in Schweden zu bewirken, wir sagen, abgesehen davon, daß ihr der Zeitpunkt und das Kriegslager wenig dazu geeignet scheinen konnten, lag auch in der That wenig Ursache vor, auf irgend eine Schlichtung in diesen Dingen zu hoffen. Wie wenig davon eigentlich die Rede, geht aus den Briefen Löwenhaupts an seine Frau hervor. Unter anderem heißt es darin: „Ich weiß nicht, ob Dir die Gräfin Aurora geschrieben hat, daß sie aus Freundschaft für uns (den König Friedrich August nämlich) und auch in ihren eigenen Angelegenheiten eine Reise zum Könige von Schweden machen will. Noch ist mir ungewiß, ob der unsrige damit zufrieden ist; doch wenn er seine Einstimmung giebt, habe ich große Erwartung von ihrem Geschick, daß sie uns einen guten Ausweg aus unserer Verlegenheit verschafft. Noch muß für jetzt davon gegen Niemand geredet werden, und wenn sie von hier abreist, will sie sagen, daß sie auf ihr Landgut

zurückkehre, in der Absicht dort einige Zeit zu bleiben. Du kannst dasselbe sagen, wenn man Dich nach ihr fragt." In einem zweiten Schreiben steht: „Morgen will die Gräfin abreisen. Gott gebe ihr gute Verrichtung, dann können wir auch für uns (dies ist speciell gemeint) auf glückliche Ereignisse hoffen."

Das Erste, was aus diesen mitgetheilten Bruchstücken in die Augen springt, ist die einfache Bemerkung, welche bekundet, daß der Plan zu dieser Reise von Aurora ausgegangen und von ihr dem Könige vorgelegt wurde. — Das Zweite aber, was daraus erhellt, ist die offene Widerlegung jener Geschichtsschreiber, die von der Wiedererlangung der schwedischen Güter sprechen. Daran zu denken war, wie aus diesem Briefe Löwenhaupts hervorgeht, nur dann allenfalls möglich, wenn die politischen Unterhandlungen von glücklichstem Erfolge gekrönt, ihre Erledigung fanden.

Daß sie sie nicht gefunden, darf nicht als die Schuld Aurorens angesehen werden. Sie scheiterten an der Schroffheit Karls, der die Gräfin nicht vor sich ließ. Voltaire, in seiner Geschichte Karl XII. erzählt: „Alle Reize der Weiblichkeit waren an ihm verloren. — Er verweigerte standhaft, die Gräfin zu sprechen. Zwar entschloß sie sich, ihn auf dem Wege, welchen er gewöhnlich bei seinem Spazierritte machte, zu erwarten, aber auch dieses half ihr nichts. Denn als sie wirklich einmal auf einer schmalen Straße mit ihm zusammentraf und aus dem Wagen stieg, grüßte sie der König nur, ohne ein Wort

zu sagen, wandte sein Pferd und kehrte um. So gewann die Gräfin von ihrer Reise nichts, als die Genugthuung sagen zu können, daß sie der einzige Gegner sei, vor welchem der König von Schweden geflohen.“

Obgleich sie noch einige Zeit in der Nähe des Hauptquartiers verweilte und ihre Unterhandlungen durch andere Hände betreiben ließ, gelangte sie doch keinesweges damit zu irgend einem Ziele. Der Hauptgrund dazu lag ohne Zweifel in dem geringen Zutrauen, das Karl von Schweden mit vollem Rechte in den Charakter seines Gegners setzte. Mehrfach hat er sich darüber in seiner brüsken Art und Weise ausgesprochen und nirgends ein Geheimniß daraus gemacht, wie wenig Achtung er vor Friedrich August hegte, dessen frivoles und zerfahrenes Wesen seinem eisernen, stoischen Geiste äußerst zuwider war.

Die damalige Welt aber, die diese Umstände wenig kümmerten, benutzte die Gelegenheit, über Aurora zu spotten. Besonders geschah dies von Seiten der Schweden, die unter anderen auch ein Epigramm auf sie machten, das etwa lautete:

„Die Diplomatin räume nur das Feld;
Doch kommt sie als die Göttin süßer Liebe
Und klopfet an — O Mars, du starker Held!
Wer weiß, ob deine Thür verschlossen bliebe?“

Vielleicht war es auch der Fall, daß Friedrich August die Gräfin Königsmark mehr als letztere, denn als erstere abgesandt hatte. Er, der die Menschen nur von der gemeinen Seite kannte, konnte wohl im Stande sein sich

bewogen zu fühlen, mehr auf den Liebreiz, als auf die Klugheit seiner Gesandtin zu zählen.

Unser guter Dr. Friedrich Cramer sagt zwar „daß der König bei ihrer Sendung mehr auf ihre Klugheit, als auf weibliche Verführungskünste rechnete, ist kaum zu bezweifeln. Ohnehin darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Königsmark damals schon das dreißigste Lebensjahr überschritten, während Karl XII. noch nicht das zwanzigste erreicht hatte."

Ganz abgesehen indessen davon, daß das Alter, auf welches der Biograph sich hierbei beruft, gar keinen Grund abgiebt, seine Behauptung zu unterstützen, einmal weil es bekannt ist, daß sich die Schönheit Aurorens unverwüstlich erhielt und dann auch, weil schöne und geistreiche Frauen in dem interessanten Alter der dreißiger Jahre für junge Männer am anziehendsten zu sein pflegen, wie dies Friedrich August allerdings von sich selbst nicht abnehmen, aber doch instinktmäßig ahnen konnte, wir sagen, davon ganz abgesehen indessen, scheint uns dem oberflächlichen Verstande dieses unbedeutenden Fürsten zu viel Ehre angethan zu sein, von ihm behaupten zu wollen, daß er auf die Klugheit eines Weibes gerechnet, das er eigentlich nie verstanden. Gewisser kommt uns die Annahme vor, daß er sich nur eigentlich von dem einen Eindruck auf Karl XII. versprach, von dem er wußte, daß es ihn auch auf ihn selbst gemacht, nämlich von der äußeren strahlenden Erscheinung Aurorens.

Diese Idee, die ihn zu dem Entschlusse brachte, in

ihren Vorschlag einzugehen, ist es allein, die jene Glossen, Spottverse und satyrischen Gedächtnißmünzen entstehen machte, die damals in Umschwung kamen. Das Volk, das mit seinem gesunden Sinne die frivole Absicht erkannte, brandmarkte dafür in unüberlegter Weise, die Person, die ihr gedient. Der geschichtliche Forscher, der sinnige Beobachter aber darf das nicht berichten oder lesen, ohne das Wahre in der Sache mit seinem feinen Instinkte heraus zu erkennen und in dasjenige Licht zu stellen, das dafür erforderlich ist, um den Reflex der Schmach auf Den zurückfallen zu lassen, auf dessen Haupt sie allein gehört. Nur der geheime Gedanke, mit dem Friedrich August die Gräfin Aurora von Königsmark zu Karl XII. absendete, befleckt sie, nicht die Sendung selbst. Diese war ein genialer Gedanke der schönen Frau, die Folge einer edlen Regung und der energische Entschluß einer Seele, der die größesten Empfindungen möglich waren.

Mit nur zu richtigem Blicke sah sie das Unglück Sachsens in dem Kriege gegen Schweden voraus. Ein Brief des armen Patkul an Aurora, der unter ihren Papieren gefunden worden, beweist, daß sie von dem „Bedenken über die schwedische Invasion", das er ihr gegenüber nur „eine gewisse Denkschrift" benennt, Kenntniß gehabt. Er beklagt sich, daß sie ihm heimlich entwendet und veröffentlicht worden, und ersucht sie ihm zu sagen, auf welchem Wege sie es erhalten. Uns scheint aus dem Tone des Ganzen hervorzugehen, daß er ihr selbst eine Mittheilung davon gemacht und später gefürchtet, sie habe

sie unüberlegter Weise verbreitet, was aber gewiß nicht der Fall gewesen.

Uebrigens zeigt sich auch hier wieder bewahrheitet, daß Geist, Bildung und große Begabung sich unter einander anziehen. Aus dem Anfange des eben angeführten Briefes geht ziemlich klar hervor, daß Aurora und Patkul in naher Berührung gestanden haben. Der Letztere schreibt: „Von ganzem Herzen bin ich über die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft in Quedlinburg erfreut. Sehnsuchtsvoll hoffe ich Eure Excellenz bald in Leipzig wiederzusehen, zu einer Entschädigung für den durch Ihre Abreise erlittenen Verlust. Nie waren wir zusammen, ohne Ihre Entfernung zu beklagen und ohne uns zu erwägen, daß Dresden einen für uns unersetzlichen Verlust erlitten."

Nachdem wir Maria Aurora von Königsmark in so weit geschildert, bleibt uns nur noch übrig, sie als Mutter darzustellen, um damit ihre Characteristik zu beenden.

Nach allem, was uns über die Erziehung des Grafen Moritz von Sachsen aufbewahrt worden, muß der Gräfin zugestanden werden, daß sie dieselbe sehr sorgsam und mit großer Aufmerksamkeit geleitet. Rührend ist ihre Angst, welche sie über seine mangelnde Lust an den Wissenschaften empfindet. Unter Anderem schreibt sie an den Hofmeister desselben: „Der Graf von Sachsen ist sehr glücklich, daß Sie ihn von seiner großen Nachlässigkeit abzubringen suchen; es hat mich schon längst betrübt, daß er so wenig Neigung für Studien zeigt."

Weit entfernt aber, diese Neigung zu erzwingen, ist sie vielmehr so gescheut, seine eigentliche Begabung zeitig zu erkennen, und dieser die vollste Entwickelung zu gönnen.

Ganz entschieden und bestimmt befiehlt sie: „Da er mehr Talent hat für den Krieg, als für Wissenschaften, so haben Sie die Güte, ihn in der Befestigungskunst, und in Allem, was auf jenen Bezug hat, Unterricht ertheilen zu lassen.“

Wie gut dieser angeschlagen, ist bekannt. Graf Moritz von Sachsen wurde jener berühmte Marschall, den Frankreich auf das Glänzendste anerkannt und ausgezeichnet hat. Mit allen Eigenschaften der Königsmark, mit dem Muthe, der Abenteuerlust und dem Glück in der Liebe ausgerüstet, sehen wir ihn hohen Ruhm, aber zugleich auch dasselbe traurige Schicksal einernten, das allen Gliedern dieser edlen Familie zu Theil geworden und welches keines derselben die rechte Stelle, den geeigneten Platz in der Welt hat finden lassen.

Viel zu diesem Mißgeschick beigetragen, hat Friedrich Augusts Wankelmuth und Unentschiedenheit, welche Eigenschaften sich seinem Sohne gegenüber am deutlichsten in demjenigen Momente zeigten, in dem es ihm am leichtesten war, durch ein wenig Energie und Thatkraft diesem das glänzendste Loos zu bereiten.

„Der Graf von Sachsen nämlich“, so heißt es in den „Biographischen Nachrichten“, „war durch eine sonderbare Verflechtung der Umstände auf ein fernes Land

hingewiesen, mit der verlockenden Aussicht, an der Spitze desselben unter die Regenten Europa's zu treten."

„Das souveraine Herzogthum Kurland war, nach Zersplitterung des deutschen Ordens, an die Familie Kettler als polnisches Kronlehen gefallen. Der regierende Herzog Ferdinand, der Letzte seines Stammes, lebte zu Danzig, in Unfrieden mit den Ständen seines Herzogthums. Indeß die Republik Polen darauf dachte, beim Absterben der Kettlers, Kurland als ein heimgefallenes Kronlehen einzuziehen, suchten die Stände durch die Wahl eines Regierungsnachfolgers Ferdinands, jener Einverleibung zuvorzukommen, während die Nachbaren Rußland und Preußen darauf sannen, solche Wahl nach ihrem Sinne zu lenken. Hierdurch sah sich August in eine wunderliche Lage versetzt; als König von Polen sollte er die Absichten der Republik betreiben, während die Erweiterung der Macht derselben seiner Königsautorität feindselig entgegen trat. Außerdem war er bei der Wahl eines künftigen Herzogs von Kurland, einer für die nordischen Verhältnisse nicht unwichtigen Angelegenheit, vielfach betheiligt; er konnte durch seine Einwirkung theils sich mächtige Nachbarn verpflichten, theils durch einen unmittelbar von sich abhängigen Herzog seine politische Bedeutsamkeit heben. So lag es nahe, daß vielleicht zuerst König August selbst (was sehr zu bezweifeln) oder (was jedenfalls wahrscheinlicher ist) der Rath, der in mütterlicher Sorgfalt für jede Glücksbenutzung so scharfsichtigen Aurora, oder der für fernliegende Unternehmungen so enthusiastische Graf

von Sachsen, den Plan auffaßten, welchem zufolge Letzterer eifrig unter die Bewerber um die Wahl zum Herzoge von Kurland trat. Dieses mußte ihn um so mehr reizen, da abgesehen von der Erhebung zum Regenten, mit dem Herzogthum ein noch zu vielen Aussichten berechtigendes Liebesabenteuer verflochten war. Der letztverstorbene Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, hatte eine junge Wittwe nachgelassen, die Großfürstin Anna, Peters des Großen Bruders Tochter (späterhin Kaiserin von Rußland), deren Hand jedem Wahlbewerber Hülfsmittel und Wahlstimmen sicherte."

„Graf Moritz verließ Paris, wo eine edelmüthige Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne de Lecouvreur, um ihn mit Geld zu versehen, ihre Kleinodien versetzte, und empfing in Quedlinburg von der hocherfreuten Mutter mühsam aufgebrachte Geldbeisteuer, Ermahnungen und Rathschläge. So zog er dem Herzogthume zu."

Bald hatte er sich die Stände und auch die Großfürstin Anna geneigt gemacht. Der Thron schien ihm gewiß. Da auf einmal ließ ihn der eigene Vater im Stich, der ein Spielball aller Intriguen seiner Nachbaren, so wie seines eigenen Reiches, weder Hülfe noch Beistand zu geben vermochte.

Moritz von Sachsen schreibt darüber in den Briefen an seine Mutter bitter und gekränkt genug. Zuerst lautet es zwar darin: „Meine Festigkeit ist mir geglückt; während der König nach dem Willen der Polen Alles that, mir einen Querstrich zu machen, ist er in seinem

Herzen vollkommen mit mir zufrieden.“ Später aber sagt er: „Der berühmte Reichstag ist beendet, und ich bin geopfert: wahrlich unerhört, denn ich bin weder angeklagt noch verurtheilt. Der König hat unterschrieben und meine Feinde können mich ungestraft morden lassen. — Selbst wenn mich das Waffenloos in ihre Hände lieferte, wäre ich verloren. Ich fürchte den Tod nicht; doch wer sollte über so harte Behandlung nicht staunen! — Ich werde zeigen, daß man mich nicht ungestraft auf diese Weise behandelt. Man zwingt mich, zu den Waffen zu greifen; ich nehme sie also auf; doch so lange meine Hände den Degen halten können, werde ich mich desselben bedienen, die mir zugefügte Schmach abzuwaschen. Lassen Sie mir, Madame! freie Hand, Sie sollen in Ihren Tagen und unter Ihren Augen den alten Königsmark aufleben sehen, der Deutschland bekriegte.“

Wirklich sammelte er ein kleines Heer und trotzte damit, indem er, wie Karl XII. in der Türkei, sein Haus als Festung vertheidigte, den Russen, so lange es ging. Endlich vertrieben, versuchte er vergebens seinen Vater oder andere auswärtige Mächte zum Beistande zu bewegen. Ohne Anhang und Unterstützung mußte er seinen Träumen entsagen und nach Paris wieder zurückkehren.

Diesen traurigen Ausgang der Unternehmung erlebte Aurora nicht mehr. Schon lange kränkelnd, starb sie in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728 ruhig und gefaßt, nachdem sie ihre Verfügungen getroffen.

Unter ihrem Nachlasse befanden sich eine zahlreiche

Garderobe, kaum nennenswerthe Kleinodien und einiges Silbergeräth, an baarem Gelde aber nur 52 Rthlr. 10 Sgr. 8 Pf.

Alles Vermögen, was sie zuletzt besessen, war für die Absichten ihres Sohnes geopfert worden. Sie behielt davon nicht einmal so viel zurück, um drei kostbare Perlen, die ihr in den Tagen des Glückes Friedrich August geschenkt, und sie in Versatz gegeben hatte, zurückzulösen. Flehentlich ging sie den König selber an, es für sie zu thun. Dieser versprach, oder ließ es vielmehr versprechen, that es aber nicht. So kam es, daß sie noch in dem Kodizille zu ihrem Testamente, fünf Tage vor dem Tode, mit den Worten darauf zurückkam: „So besinnen wir uns auch, drei große Perlen in Dresden bei den Döring-schen Erben annoch vor ein gewisses Anlehen stehen zu haben, und wollen hoffen, daß Ihre königliche Majestät in Polen, als unser aller gnädigster Herr, annoch diese letzte Gnade uns erzeigen und diese Perlen mit der darauf-stehenden Schuldpost befreien und selbiges Pfand unserem denominirten General-Erben freistellen und verabfolgen lassen werden.“

Ob dies geschehen, wissen wir nicht; glauben es aber kaum. Was waren Friedrich August drei Perlen, die er vor langen Jahren einmal seiner Geliebten geschenkt? Wer weiß, wo sie geblieben sind? Glücklicher Weise aber hinterließ Maria Aurora Dinge, die für uns werth-voller sind, als jenes Geschmeide: Briefe, Verse und Gedichte nämlich, die uns die ganze Frische und Grazie ihres

Geistes zeigen. Wir können nicht umhin, hier einige davon mitzutheilen, um ihre Characteristik damit ganz und vollständig abzuschließen.

A la table des Dieux Mercure louoit fort
Le jeune Monarque du Nord.
En parlant des Héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les Lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers
A faire remarquer sa bonté, sa clémence,
Sa piété, sa tempérence,
Si rare parmi les Guerriers,
Minerve applaudissait sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce *Roi* là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des Dieux, discourant à sa Gloire
Le plaçait par avance au temple de mémoire.
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot.

Ormino! Dein undankbares Gemüthe
Acht't weder Wohlthat, weder Güte;
Drum fahre fort,
Vollführe Deine Tücke:
Brich tausendmal Dein Wort;
Dich Unhold! ruf' ich nicht zurücke.

Wie sich das pure Gold
Macht von den Schlacken rein,
Also, Du Falscher, sollt
Von mir getrennet sein.

Wie sich die Jahreszeit
Mit Blitz und Donner scheidet,
Also nach hartem Streit
Mein Herz Dich ewig meidet.

Un roi d'une auguste origine
Se fond un empire nouveau;
Il choisit, assemble, imagine
Ce que le monde a de plus beau.
Des climats lointains il appelle
Des objets, qui frappent les yeux,
Hommes enfin sur le modèle,
Dont étoient nos premiers aïeux
Egaux de taille et d'allures,
Haut de sept pieds, vaillans et forts,
Habits courts, longues chevelures,
Beaux, adroits et bienfaits de corps;
Troupes, sous ses loix engagées,
Il en fait des éclairs volans.
Qui les voit, croit voir des rangées
D'Aleric, de Coriolans.
De tant de forces réunies
Voulez vous savoir le pourquoi?
Jamais pareil corps de génies
Fut au pouvoir d'un autre Roi!

Auf ihre Mutter dichtete sie folgende Grabschrift:

Dies ist der Frauen Grab, der alles Lob gebühret,
Soll man auf diesem Stein nicht Ihren Nachruhm lesen?
Wie Ihrer Ahnen Glanz von alter Tugend rühret?
Wie Sie für Tausende die Krone hier gewesen?

Ach! schreibet nur Ein Wort, daß jeder nehm' in Acht,
Wodurch Sie allen Ruhm sich hier und dort erworben;
Ein Wort, das Sie gewiß hinfort unsterblich macht;
Schreibt: Sie ist wohl gestorben. —

Le 29. d'Octb.

Mon cher frère.

Je ne dois point profiter de soins, que Vous Vous donnez à Vienne pour l'amour de moy, sans Vous en remercier infiniment. Ma soeur m'a fait savoir que Vous faisiez de votre mieux avec l'aimable Comtesse de Traun, pour obtenir une Resolution favorable sur ma Requête, mais n'ètes pas plutot le plaisir d'ètre de concert avec cette charmante personne, que l'Envie de me rendre Service, qui Vous pousse a être si empressé! Votre long séjours à Vienne me fait croire, que Vous y ètes bien attaché, mais ne faites pas le Coquet ni le mal appris, comme autre fois, je Vous en prie, et montrez que Vous avez profité de vos premières leçons. L'on dit, que Vous ètes chargé de faire venir les comédiens de Bruxelles. Il me semble, que cette commission ne Vous est pas désagréable, mais je crains après tout que Vous n'en ayez bien de la peine. Le chemin est long et facheux et la chambre de Dresde n'aime pas à donner à ces Messrs. là. Voilà pourquoi Vous devez prendre des mesures. Ne suis-je pas bien prudente et capable enfin d'ètre Coadjutrice? ne désesperons-donc pas le devenir et soyons en attendant de Coeur et d'Ame

Votre

très humble Servante
M. A. Königsmark.

J'apprens que Vous avez un Regiment sans l'achetter, mais je ne sais lequel? ayez la bonté de me dire, si Vous etes dragon, fantassin ou Cavailler. —

Töplitz, den 4. Mai 1698.

Meine Damen!

Am ersten Tage nach unserer Ankunft die Badeberichte zu beginnen, werden Sie zu früh halten; doch da wir uns schon nach der Rückkehr sehnen, so haben wir keine Zeit zu verlieren, und es ist nicht übel, schnell zum Werke zu schreiten. Auch sind uns schon mehrere merkwürdige Dinge begegnet, welche wir Ihnen mittheilen müssen.

Das Herabsteigen vom berühmten Geiersberge ist keine Sache, der man flüchtig und schweigend vorbeigeht. So erfahren Sie denn, daß wir, angelangt an dem Rande der Abgründe, welche mit heiligem Schreck den Reisenden Zittern verursachen, anhielten und aus dem Wagen stiegen. Unsere Kutscher schwuren, wie wahre Fuhrleute, klagten uns der Feigheit an und hatten nicht Einsicht genug, zu erwägen, in welches Unheil man sich brächte, wenn man da hinunterstürzte. Sie wollten uns zur Unvorsicht überreden: doch wir ließen uns durch die gemeinen Seelen nicht irren, wir setzten uns in die Lehnstühle, welche mehrere Träger das Gebirge hinabtrugen, während sie, um uns Furcht zu machen, alle Hexen des Waldes anriefen. Ich erwog in Gedanken, welchen Vortheil es haben könnte, sich das Genick zu brechen, während die

Träger von einem Steine zum andern sprangen, und ich eine gewisse Cadence fühlte, bei der Erinnerung der Verse der Madame de la Houliere*) — — ab hic et hoc, deren Fall mir übrigens weniger gefahrvoll dünkt. So mehr und mehr in meine Betrachtungen vertieft, hob ich die Augen zum Himmel, um zu sehen, ob er den Berg mit herabstiege, da sah ich über meinem Kopfe eine Burg hängen, deren Anblick mich so überraschte, daß ich schon glaubte von ihr zerschmettert zu sein. Meine Träger merkten meine Angst, redeten mir zu, furchtlos zu sein, und erzählten, jene bezauberte Burg sei von einem gewissen Könige, Markus, einem größeren Zauberer als alle übrige, zerstört; doch jetzt, dem Himmel sei Dank, wäre der Wald zauberfrei.

Nie habe ich in der Geschichte etwas gehört von einem Könige Markus; deshalb erkundigte ich mich nach ihm, worauf mich ein Träger belehrte, daß es ein König von Schweden gewesen. Nun hatte ich das Geheimniß weg. Ich wußte, daß ich in gerader Linie von diesem Könige abstamme und daß ein alter Königsmark der Zerstörer dieses Schlosses war, wodurch meine Furcht sehr vergrößert wurde. Wenn diese guten Leute, dachte ich, erfahren, daß du die Enkelin des Königs Markus bist, so werfen sie dich in den Abgrund. — Nein, trotz der Ehre, von einem Könige abzustammen, will ich lieber

---

*) Wahrscheinlich ist Madame Des Houlières, die bekannte französische Dichterin, gemeint, und der Name nur verschrieben.

zu Fuße gehen! Ich ließ also Halt machen, stieg von meinem Throne und wanderte den Rest des Weges.

Kaum hatte ich einige Schritte gethan, so bot sich mir ein neues Abenteuer dar; ich überzeugte mich, daß der Wald noch bezaubert sei. Es erschien einer der berühmtesten Zauberer, der auch von dem Gebirge herabschritt. Er murmelte einige Zauberworte zur Belebung der Geister und zu Wunderthaten. Hätten Sie ihn gesehen, Sie würden sagen, er mache die Steine rollen und die Eulen vor sich her fliegen. Es war der große Schwarzkünstler, in Dresden bekannt unter dem Namen, der Mai, welcher auf einem Bock reitend, herbeikam. Er zog unter den Bäumen durch, wie ein Lufthauch und belebte das Gebirge bei jedem Schritte. „Wohin geht Dein Lauf? rief ich. Wart' einen Augenblick, und gieb mir Nachricht, ob ich in Töplitz gute Gesellschaft finde." — Der Zauberer vergoß große Schweißtropfen und erwiederte halb heulend: „Ihr findet dort Niemand!" —

Er hat nur zu sehr die Wahrheit gesagt, meine Damen! denn wir sind hier in Töplitz gesellschaftslos, wie in einer Einsiedelei, mit Ausnahme einiger Kranken, welche im Schlafrocke durch die Straßen pilgern.

Der einzige Herr Luprecht hat unsere Ankunft abgewartet und kam diesen Morgen zu uns, um Abschied zu nehmen. Dieser Besuch veranlaßte einen wunderlichen Streit. Es galt die Frage: ob es heilsamer sei, zu baden oder zu schwitzen. — Die Stimmen waren sehr getheilt. Herr Luprecht, nach seiner vielen Erfahrung,

stimmte für das Schwitzen, als seinem Naturell am besten zusagend. Er trug den Lorbeer davon. Wir haben in seine Abreise gewilliget, um Sie, meine Damen zu bitten, auch Ihre Meinung zu sagen. Haben Sie Gefallen an solchen Verhandlungen, so mögen Sie uns einige galante oder moralische Streitfragen senden. Wir wollen sie hier erörtern lassen von gelehrten Leuten, welche noch kommen sollen. Dann wollen wir Ihre Entscheidung einholen. In dieser Zuversicht verharren wir

Ihre

Gehorsamste

Kranken.

Töplitz, den 10. Mai 1698.

Meine Damen!

Sie ärgern mich schrecklich durch eine so geistvolle Antwort, wie die Ihrige; ich sehe recht gut, daß Ihnen in der Magie schwer gleich zu kommen ist. Mir thäte der Pegasus des Herrn von Seiwerditz Noth, um mich aus vielfachen Abenteuern zu retten. So wage ich es nicht, Ihnen einen genügenden Bericht von dem, was sich in Breslau begeben, zu überreichen.

Doch wenn Sie die geringfügigen Einzelnheiten unserer Badegeschichte befriedigen, so will ich Ihnen sagen, daß die Gesellschaft sich unmerklich vermehrt. Sie sehen hier Grafen aus Prag, deren Ankunft vom Thurme

herab die Trompete kund macht, als wäre ein Wunderthier erschienen. Sie werden leicht erachten, welche Pfeile man nach *ihnen* schießt, und daß sie nicht ausgehen, als um im Mondscheine Violen zu suchen.

Es sind mehrere Spaziergänge gemacht, die immer mit Regen endeten, und Gastmahle gegeben, bei denen man einschlief. Doch das sind keine Mittel Lähmungen zu heilen. Neulich veranstalteten die Damen, um sich zu entschädigen, ein Bad, in das sie — geschmückt mit Blumen, wie Nymphen der Diana gingen. Sie kamen überein, durch das Loos entscheiden zu lassen, wer Diana sein sollte. Die verwittwete Frau von Reisewitz traf das Loos; sie übernahm die Rolle mit Zuversicht und muthiger Lebendigkeit, indem sie ihr schönes Gefolge in ein mit Blumen bestreutes und mit Goldgewirken umhangenes Zelt zum Bade führte. Kaum vertraute die holde Schaar, welche nur feine Schleier umhüllten, ihre Reize dem Wasser, als sie im Hintergrunde des Bades eine fremde Nymphe, deren männlich bärtiger Anblick sie nicht wenig erschreckte, bemerkten. Diana, einigen Argwohn schöpfend, gedachte vormaliger Abenteuer, und der Lärm theilte sich bald der ganzen Schaar mit. Nur die Nymphe Suranne behielt eine sittsame Haltung und beruhigte Alle, indem sie es unter ihren Gefährtinnen zur Sprache brachte, daß eine bärtige Nymphe gar nichts Ungewöhnliches sei.

Die alte Nymphe sprach kein Wort; nur Seufzer stöhnte sie von Zeit zu Zeit und zog die Füße, als ob sie Leichdornen hätte.

Bald erschien mit einem Male eine andere Gestalt unter lautem Jagdgeschrei. Nie erblickte ich etwas Närrischeres. Es war ein gewisser böhmischer Graf, den wir den Grafen Isterle nennen. Er hatte gehört, daß sich die Damen als Nymphen gemeinschaftlich badeten, und erschien, um den Aktäon zu machen.

Er war im Schlafrocke, mit gefütterten Stiefeln und einer Mütze von Bärenfell; in diesem Aufzuge wollte er sich in's Bad, unter die Nymphen machen. Diana, ohne Vertheidigungswaffen, warf ihm Wasser an den Kopf, und sogleich wurden hohe Hörner sichtbar. — Gleichzeitig erhob sich unsere alte Nymphe von ihrem Platze, schwur hoch und theuer, entsagte ganz der Nymphenrolle und gab sich zu erkennen, als Graf Trautmannsdorf, sechzig Jahre alt, ganz gichtisch. Er vollführte einen tüchtigen Schlag auf das Haupt Aktäons; doch Dieser fing ihn mit seinem Geweihe auf. — Viel Glück zur Kopfzier, rief Graf Trautmannsdorf. Ich sehe, die Hörner sind zu Allem nütze! Geh, Du alter, gehörnter Windbeutel, zu allen Teufeln nach Polen.

Während dieses Scharmützels gewann Diana mit ihren Nymphen die Thür; doch wurden sie bei ihrem Rückzuge aufgehalten von einem Dutzend Bedienten, welche aus einem andern Bade kamen; ihnen folgte auf dem Fuße ihr junger Herr, der Graf Zwirbi, in der Badekleidung, welcher kein größeres Vergnügen hatte, als seinen Bedienten die Ruthe zu geben.

Er ermangelte nicht, auch Dianen seine Dienste an=

zubieten; doch sie rettete sich, über den Kopf ein weißes Tuch geworfen, und mit ihr verschwand ihre ganze Schaar, um gemeinschaftliche Tafel in einem nahe gelegenen Hause zu halten. Während der Mahlzeit wurde ihnen eine Nachtmusik gebracht. Man kann nicht wissen, wer von den drei Grafen sie veranstaltete. Ich für mein Theil, glaube, Gott verzeihe es mir, es geschah von unserm Grafen Isterle, der auch närrisches Zeug sang:

„Geduld, mein lieber Florian!
Sieht doch die Katz' den Kaiser an. —
Geduld! —"

Ich schließe meinen Bericht mit der Bitte, ihn nicht für Fabel zu halten und unverzüglich, meine Damen! Glauben zu schenken

Ihren

gehorsamsten und getreuen Nymphen.

Dresden, den 26. Februar.

— Ich bilde mir so ein, daß Ihre Damen viel von Dresden reden, denn in der That bietet man die Möglichkeit auf, um ihnen Unterhaltung zu machen. Der Karneval war sehr schön und glänzend. Nur Opern fehlten; doch Ritterspiele, Ringstechen und Götter-Wirthschaften ersetzten diesen Mangel reichlich. Frau von Rechenberg und ich waren immer gleich gekleidet. Da Jedermann die Freiheit hatte, sich nach Gefallen bei der Redoute zu maskiren, so weiß ich nicht, ob man uns

wegen dieser Auszeichnung, oder vielmehr wegen dieses Einfalles mitnehmen (anklagen) wird. Doch wenn uns die Damen deshalb kritisiren wollen, so ist dieses ein untrügliches Zeichen, daß wir eine gute Wahl getroffen haben. Was Gedichte und Abenteuer betrifft, so sollen Sie darüber nächstens Auskunft erhalten, sobald das Dahingehörige geordnet ist. Um für Ihre Ungeduld etwas zu thun, will ich Ihnen sagen, daß jeder Theilnehmer des Ritterspiels einen Schild trug, dessen Devise mehrentheils von einer Dame gegeben war. Der Kurfürst hatte deren drei, wovon einer die Blitze Jupiters schleudernde Hand darstellte, mit der Zuschrift:

„Ohne Meister und ohne Nebenbuhler."
(Sans maître et sans rival.)

Ich deutete dieses auf folgende Weise. (Sie wissen, der Kurfürst stellte Alexander den Großen vor.)

Alexandre n'eut point de maître.
Et ne souffrit point de rival,
Comme lui le ciel vous fit naître
Pour vaincre et n'avoir point d'égal.
Sa foudre moins forte et moins promte
Que votre bras terrasse et dompte
Jeune et rédoutable vainqueur.
Ajoutons pour palmes nouvelles
Jamais contre un héros les belles
Ne sçûres moins garder le coeur.

Gräfin von Cosel.

Alles, was Friedrich August that, scheint durch Anregung von Außen entstanden zu sein. Er selbst war, wie man annehmen muß, durchaus ohne Calcul, ohne Absicht, ohne Plan, ein ganz gedankenloser Regent. Die Sendung Maria Aurorens zu Karl XII. ging, wie wir nachgewiesen, von dieser aus. Die Idee Moritz von Sachsen auf den Thron von Kurland zu bringen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenfalls in ihrem Kopfe entstanden. Wer den Kurfürsten auf den Einfall gebracht, sich zum Könige von Polen wählen zu lassen, kann mit Genauigkeit nicht angegeben, wohl aber darf vermuthet werden, daß man zuerst in Wien darauf verfiel. Der damalige Kaiser, den sich August durch Unterwürfigkeit und durch Übernahme der Oberbefehlshaberschaft in dem Kriege gegen die Türken geneigt gemacht hatte, wollte sich ihm ohne Zweifel dankbar dafür beweisen. Eine bessere Gelegenheit, als die Erlangung der Krone Polens sie darbot, mochte schwerlich gefunden werden. Wußte der kaiserliche Hof doch nur zu sehr, wie viel Werth es

für den jungen, eitlen Fürsten haben würde, künftig eine höhere Stelle in der Etikette der Rangverhältnisse einzunehmen. Als König von Polen brauchte er dann nicht mehr, wie als Kurfürst von Sachsen im Wagen des Kaisers mit dem Rücksitze und in der großen Oper mit einem hinteren Platze in der Loge vorlieb zu nehmen. Auch hatte er als Majestät dann nicht mehr nöthig dem Oberhaupt des deutschen Reiches ein Handtuch nach aufgehobener Tafel zu reichen, ihm tiefe Reverenzen zu machen und dreißig Schritte entgegen zu gehen. Als wirklicher Thronbesitzer durfte er vielmehr darauf rechnen, daß ihm Leopold I. bei einem künftigen Besuche statt der halben Verbeugung eine ganze schenken und ihn nicht mehr im Zimmer, sondern an der Schwelle desselben, empfangen würde.

Diese Dinge, die uns selbst kleinlich und abgeschmackt erscheinen, waren und sind für die Welt der Großen noch immer Sachen von äußerstem Werthe. Es ist daher wohl erlaubt anzunehmen, daß sie bei der Begünstigung, die Friedrich August von Seiten des Kaisers, in Bezug auf die Krone der polnischen Republik erhielt, von Bedeutung gewesen. Die Bestrebungen Frankreichs zu vereiteln, stand gewiß erst in zweiter Linie. In dritter aber ganz sicherlich die Befähigung des Kurfürsten selbst.

Was Talent, Geist und Charakter! Der Wunsch zu glänzen, hervorzustechen und eine Rolle zu spielen, reichte hin, um Jemanden als den Candidaten für einen Purpur zu unterstützen, der freilich nur von trunkenen Starosten und Landständen feil geboten wurde.

Die Art und Weise, wie ihn Friedrich August erwarb, ist bekannt. Bestechung, Geld und Intriguen hingen ihn endlich um seine Schultern.

Noch berauscht von den Krönungsfesten, die ihn ihm aufgeheftet, kam jener Johann Reinhold von Patkul, um ihn anzuspornen, sich den Besitz desselben durch einen Krieg mit Schweden und die Wiedereroberung von Liefland zu sichern. Die pacta conventa, welche der neue König beschworen, verlangte, daß er die verloren gegangenen Besitzungen des Reichs wieder zu gewinnen trachten solle. Die Unzufriedenheit, welche die Reduktion in Liefland hervorgerufen und die Jugend des damaligen Beherrschers von Schweden schienen diesem Ansinnen besonders günstig.

Friedrich August ergriff es mit dem gewohnten Leichtsinne und der ganzen Oberflächlichkeit seines Wesens. Karl XII. war achtzehn Jahr. Faßmann erzählt von ihm: „Aus seiner ganzen Aufführung leuchtete eitel Übereilung und lauter Eigensinn hervor. Er schien nachläßig und übermüthig zu sein. Die fremden Gesandten an seinem Hofe hielten ihn gleichergestalt für einen Herrn von mittelmäßigem Verstande und malten ihn als einen solchen bei ihren hohen Prinzipalen ab, welche daher eine geringe Meinung von ihm hatten."

„Diese geringe Meinung nun, war es vornehmlich," sagt Förster, „welche dem König August das große Vertrauen zu seiner Unternehmung einflößte." Karl XII., dachte er, wird dir nicht gefährlich sein, das ist eine

junge, unerfahrene Seele, ein beschränkter Kopf, ein kindisches Gemüth. Mit Bällen, Liebschaften und dummen Streichen wird er sich abgeben wollen, aber nicht mit Kriegen, mit beschwerlichen Feldzügen und langen Märschen. Ach, das ist eine langweilige und wenig angenehme Beschäftigung für junge Fürsten, sagte August zu sich selbst, indem er sich seiner Campagne gegen die Türken erinnerte. Welche Strapatzen, welche üblen Nächte, welche verdorbenen Kleider! Nein Karl XII. wird klug sein und sich den Teufel um den Verlust von Liefland kümmern!

Diesen Kummer aber würde er Karl XII. ganz sicherlich zugetraut haben, wenn er eine Anekdote gekannt hätte, die man von diesem berichtet. Auf einer Landkarte fand er einmal, wie es heißt, bei einer ungarischen Stadt, welche der Kaiser den Türken abgetreten hatte, die Umschrift: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Sogleich nahm er die Feder und schrieb auf derselben Landkarte zur Stadt Riga die Worte: Der Herr hat's gegeben und der Teufel soll es mir nicht wieder nehmen.

Der brüske Trotz, der sich in dieser kleinen Geschichte darlegt, charakterisirt den Schwedenkönig auf die schlagendste Weise. Nicht staatsmännische Überlegung, Einsicht und Reife der Gedanken sind es, die seine Regierung ausgezeichnet und groß gemacht haben, vielmehr die kriegerische Tollkühnheit und ein wirklicher Heldenmuth gereichen derselben zur Ehre. Er war einer von jenen

sogenannten „Reiter=Königen," ein Monarch, der mehr im Felde der Schlacht, als im Staatsrathe an seinem Platze erschien. Kurz, schroff und bizarr in seinem Wesen, paßte er wenig zu Berathungen und Verhandlungen des Friedens, aber desto mehr vor die Front eines Heeres, wo ihm Alles zum Vortheil gereichte, was ihm im Conseil zum Schaden hätte werden können. Diese pralle Construktion seiner Reden, diese halben Sätze, diese derben Worte; dazu die großen Stiefeln, die ganze, prunklose Erscheinung seines Wesens, das durchbohrende Auge, das finstere Gesicht, das eigentlich, wie es schien, keine Stelle für das Lächeln hatte, das Alles war wie für das Feldlager im voraus bestimmt. „Ein Wort und eine Handbewegung machen oft die ganze Beredsamkeit des Feldherrn aus",*) sagt Lamartine bei der Schilderung Dumouriez's. Karl XII. besaß gerade diese in hohem Grade. Ein bloßer Zuruf, ein Blick, ein Fingerzeig, begeisterte seine schwedischen Soldaten. Sie kämpften um ein Nicken seines Kopfes; ein Zucken seiner Wimpern jagdte sie in den Tod.

Etwas Ähnliches zeigt die Weltgeschichte später in den Kriegen Friedrichs des Großen, dessen Miene und Haltung einen ähnlichen martialischen Zauber übt. Auch bei Napoleon war dies der Fall. Nur unser guter König von Polen besaß davon nicht den geringsten Theil. Sein

---

*) „Un mot et un geste, voilà l'éloquence du général."
(Histoire des Girondins.)

lachendes Auge, sein verweichlichter Körper, seine wohlfrisirte Perrücke und die tausend Odeurs, die er um sich verbreitete, waren durchaus nicht geeignet, Eindruck auf seine Krieger zu machen. Sie hatten weder Vertrauen, noch Respekt vor ihm. Keine seiner Anreden enthusiasmirte, keine seiner Bewegungen riß sie hin. Sie bewunderten sein Kostüme, seine Edelsteine, seine schönen Pferde und den goldenen Knauf seines Degens. Aber Liebe, Verehrung und blinde Ergebenheiten zeigten sie nicht. Dazu war er zu wenig bekannt, und vertraut mit ihnen, dazu theilte er zu selten ihre Strapatzen, ihre Lager, ihre gefährlichen Posten. Er wußte keine Namen alter Kameraden, er konnte an keine Siege erinnern, an keine denkwürdigen Tage. Wenn er Musterung hielt, so begrüßte er keine bekannten Gesichter, so begegnete er keiner Narbe, keinem fehlenden Auge, keinem hinkenden Fuße, daran sich irgend ein historisches Datum hing. Keine Tradition, keine Zeltgeschichte, keine Feldanekdote, keine alte Parole durchlief sympathieerweckend die Reihen. Alle waren ihm neu; alle fremd. Nichts fesselte oder band sie an ihn als der Sold, das kümmerliche Traktament, welches oft genug ausblieb oder gänzlich fehlte.

Sachsen zeigte schon Mangel; Polen blieb karg, und das, was der Zaar von Rußland an Subsidien gab, kam mehr in die Hände der Maitressen, als in die des Heeres. Kein Wunder also, daß dort nie der strenge Geist der Disciplin und der Mannszucht herrschte, sondern vielmehr das ewige Gelüst nach Raub, Plünderung und schlechten Excessen.

Patkul entwarf umsonst die besten Pläne, die klügsten Entwürfe und die intriguantesten diplomatischen Verhaltungsregeln, Alles scheiterte an der „polnischen Wirthschaft,“ die Friedrich August schon in seiner Heimath getrieben und deren Virtuosität das einzige Verdienst gewesen zu sein scheint, das ihn zu dem Thron der Republik berechtigte. Rechnet man hierzu noch die Saumseligkeit der Generale und das Wesen der Sachsen überhaupt, „das,“ wie Herr von Loen in seinen kleinen Schriften sagt, „nicht sonderlich zum Kriegshandwerke taugte, weil sie zu wollüstig und zu gemächlich sind und eigentlich nur deswegen Soldaten werden, weil Putz, Üppigkeit und Schwelgerei dasjenige sind, dem sie in diesem Stand besser als in jedem andern glauben fröhnen zu können,“ wir sagen, rechnet man dies Alles zu dem Leichtsinn und der Unbedeutenheit des Königs August, so wird man sich nicht wundern, daß die Unternehmung gegen Karl XII. in allen Theilen gemißglückt ist.

Nachdem zu Anfang des Jahres 1700 der Angriff mit einer verunglückten Überrumpelung Riga's ziemlich ungeschickt vom Zaune gebrochen, die eigentliche Kriegserklärung aber erst im Juni gegeben worden war, erschien der König von Schweden in der Mitte des Oktobers auf dem Schauplatze des Kampfes selbst. Kaum gelandet, griff er das achtzigtausend Mann starke Heer der Russen bei Narva mit einer Armee von achttausend Kriegern an und siegte.

Friedrich August, der kurz vordem seine Truppen

schon Winterquartiere hatte beziehen lassen und nach Warschau gegangen war, um die Senatoren und Landboten für den Krieg zu stimmen, richtete nicht allein nichts aus, sondern mußte sich sogar von dem Reichstage das dringende Verlangen gestellt sehen: Frieden zu schließen und die sächsischen Truppen aus Polen zu entfernen. „Die schwankende Gesinnung August's ließ ihn nie zu einem sicheren Entschlusse, viel weniger dazu kommen, ein Ziel fest in's Auge zu fassen," sagt Förster bei dieser Gelegenheit. Wirklich knüpfte der König, obschon er von den Polen, wie wir oben sahen, zum Frieden gedrängt, den Kaiser und den damals eben gekrönten König von Preußen Friedrich I. um Vermittlung anging, mit dem Zaaren von Rußland neue Verträge, die eine energische Fortsetzung der Feindseligkeiten bezweckten. Es wurden ihm 200,000 Thaler Hülfsgelder und 18 bis 20,000 Mann Truppen versprochen. Wie wenig aber es ihm Ernst um die Sache war, erhellt aus der Sorglosigkeit, mit der er sich seinen gewohnten Schwelgereien überließ. Weder an Zurüstungen, noch an Versorgung der Truppen, dachte er. Während er für seine Hunde und seine Maitressen mit der zartesten Aufmerksamkeit sorgte, kamen seine Soldaten vor Hunger und Kälte um.

Überdrüssig jeder Mühe und Anstrengung, benutzte er eine Quetschung des linken Armes, die er sich bei einem leichten Sturze vom Pferde zugezogen, als Vorwand, um den Oberbefehl des Heeres ganz von sich abzuweisen. Er wurde dem Herzog Ferdinand von Kurland übertragen

und von diesem mit keinem größeren Glücke, als von Friedrich August selbst, geführt. Karl XII. siegte überall und drang mit Ungestüm vorwärts.

Diesen zu hemmen und den sehnlichst gewünschten Frieden zu vermitteln, hatte sich Aurora von Königsmark zu jener Sendung verstanden, die wir bereits besprochen und von der wir wissen, daß sie ohne Folgen blieb. Der schwedische König, fest entschlossen, seinen rebellischen „Vetter“ zu züchtigen, ließ in Lithauen die Schlitten zimmern, um seinen Feldzug auch im Winter fortzusetzen. Während dessen lachte, liebte und tanzte der Regent von Polen zu Warschau lustig darauf los. Die Briefe des Grafen Löwenhaupt melden unter dem 16. Februar 1702: „Der König war gestern maskirt beim Fürsten Radziwill in Begleitung vieler Herren und Damen beider Nationen Sachsen und Polen, alle gleichfalls in Masken. Madame Podolin war als Flora gekleidet. Seine Majestät und der größte Theil des Gefolges blieb bis vier Uhr Morgens.“

Dieß lustige Leben setzte Friedrich August fort, bis Karl XII. auf einmal als ungelegener Störenfried dazwischen kam. Er überschritt, ohne Widerstand zu finden, die polnische Gränze und drang bis Warschau vor, das ihm unaufgefordert die Thore öffnete. Hier erklärte er: „ich werde den Polen nicht anders Frieden geben, als wenn sie einen andern König erwählt haben.“

Nachdem er am 20. Juli 1702 bei Clissow den Vertriebenen, der eine Armee von 30,000 Mann um sich gesammelt hatte und glaubte, damit dem Feinde, der nur

18,000 Mann zählte, die Stirn bieten zu können, auf's Haupt geschlagen, setzte er seinen Willen denn auch in so weit durch, daß man zu einer neuen Königswahl zu schreiten Anstalt machte.

Umsonst bot Friedrich August Alles auf, dies zu vereiteln. Von allen Partheien aufgegeben, überall verjagt und verfolgt, blieb ihm endlich nichts mehr übrig als Polen zu verlassen und nach Sachsen heimzukehren.

Hier angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Leipziger Messe zu besuchen. Es schien ihm nöthig, sich von seinen Thaten zu erholen. Das Umherirren in Polen, die vergeblichen Proklamationen an die Nation, die unnütz einberufenen Reichstage hatten ihn abgespannt. Es verlangte ihn nach Erholung, nach guten Stunden, nach heiteren Festen; vor allem nach einer Maitresse.

Seine gute Eberhardine langweilte ihn sehr. Diese „Betsäule von Sachsen," wie sie ihrer Frömmigkeit wegen geheißen wurde, sprach ihm von christlichem Wandel, von Strafe für Leichtsinn, von traurigen Folgen veränderter Religion.

Religion! Was war ihm die? Der Herr von Loen schreibt darüber: „August, sagt man, hat die Religion verändert! Ich würde es zugeben, wenn ich gewiß wüßte, daß er zuvor eine gehabt hätte. Es ist bekannt daß er von Jugend auf ein kleiner Freigeist war, der nicht mehr glaubte, als was viele unserer Fürstenkinder zu glauben pflegen: nämlich, daß ein Gott im Himmel

sei, sie aber, als Fürsten auf Erden, thun könnten, was sie wollten. August hatte demnach, als er zu der römischen Kirche überging, eigentlich noch keine Religion; man kann also nicht von ihm sagen, daß er die seinige verändert hätte; er nahm nur eine an. Wie eifrig aber er sich darinnen erzeiget, lehret unter andern das Exempel mit seinem großen Hunde, dem er den Rosenkranz um den Hals hing, da ihn sein Beichtiger erinnerte, der Messe mit beizuwohnen."

Nachdem Herr von Loen darauf fortfährt: „Wir könnten dergleichen Begebenheiten noch verschiedene anführen, um zu beweisen, daß die Herren Catholiken eben keinen gar eifrigen Proselyten an Sr. königl. Majestät gemacht haben," kommt er zunächst auf die Liebeshändel des Königs, von denen er, obschon er behauptete „daß er sich nicht unterwinde sie zu rechtfertigen," doch bemerkt: „Wenn man aber bei einem Laster auch die Tugend loben könnte, so müßte man sagen, daß August seine Liebhaberinnen vortrefflich zu wählen wisse," was ungefähr dasselbe ist, als wenn man von einem Diebe rühmen wollte, daß er stets nur geschmackvolle Gegenstände gestohlen habe.

Wenn übrigens der vorgenannte Autor, welcher Karl XII. lächerlicher Weise auf Kosten Friedrich August's, streng beurtheilt, und von seinem Tode sagt: „Also starb dieser König, der seinem verkehrten Heldenmuth, die Wohlfahrt seiner Länder, das Blut vieler tausend Menschen und endlich sich selbst aufgeopfert hat," wir sagen, wenn

übrigens der vorgenannte Autor in seiner Vorliebe für den Kurfürsten von Sachsen so weit geht, zu schreiben: „Darinnen aber ist er zu loben, daß er nicht, wie es ehemals der Kurfürst sein Bruder, wegen der Neitzschütz gethan, seiner Gemahlin übel begegnet, ja, daß er nicht einmal derselben etwas von seiner Hochachtung und Ehrerbietung entziehet," so ist dies eine so komische Ansicht, daß man nicht umhin kann, sie schönstens zu belächeln.

Herr von Loen muß eine sonderbare Meinung von der Hochachtung und Ehrerbietung besessen haben, welche der Mann seiner Frau zu zollen, die Schuldigkeit hat. Um nichts und wieder nichts, fand sich Eberhardine sicherlich nicht bewogen, den Hof zu verlassen. Auch sind die Demüthigungen, die ihr Friedrich August der Gräfin Esterle und der Fürstin von Teschen gegenüber bereitete, gewiß keine Beweise von Respekt und Verehrung. Vielmehr bekundet sich darin die ganze Rücksichtslosigkeit und das bodenlos schlechte Herz des Königs, das wir auch in dem Momente, in dem wir ihn eben jetzt zu betrachten haben, an ihm gewahr werden können.

Statt sich durch den Ernst der Ereignisse zur Besonnenheit bringen zu lassen, warf er sich vielmehr mit ganzer Seele in den Strudel seiner alten Frivolitäten hinein. Er versammelte die Genossen seiner Orgien, vergaß Eberhardine und dachte, wie schon gesagt, an eine neue Maitresse.

Die Art und Weise, wie er zu dieser gekommen, ist sonderbar genug. Es war eine Wette, die sie ihm zu-

führte. Man stritt sich nämlich einmal in seinem Beisein, wer die schönste Dame seine Geliebte nenne. Der Eine rühmte eine Tänzerin, der Zweite ein blondes Ehrenfräulein, der Dritte ein stumpfnäsiges Kammermädchen. Jeder prahlte mit den Reizen seiner Angebeteten, die, wie er meinte, von keinem andern Weibe übertroffen werden könnten. Solche Arme, solche Augen, einen solchen Wuchs fand man nicht noch einmal in der Welt. Das Muster der Schöpfung, die medizeische Venus war lebendig geworden und der näselnde Kammerherr sowohl wie der tänzelnde Hofjunker wollten sie entdeckt und irgendwo in Dresden eingemiethet haben.

Zwischen allen diesen Streiten und Kämpfen saß ruhig und triumphirend ein Mann, der fleißig die Gläser leerte und vor sich nieder lächelte. Es war der Minister von Hoymb, der, aufgefordert, endlich auch seine Charmante zu preisen, in seiner Weinlaune schwur: er besitze eine Frau, die an Schönheit und Liebenswürdigkeit alle Damen der Welt übertreffe. Als hierauf der König und der Fürst von Fürstenberg ihre Zweifel äußerten und der Letztere tausend Dukaten einsetzte mit der Wette, daß Frau von Hoymb am Hof durch nichts als durch linkisches Benehmen und veralteten Anzug Aufsehen erregen würde, setzte sich der stolze Minister sogleich darnieder und schrieb einen Brief an seine Frau, in welchem er ihr kurz befahl, nach Dresden zu kommen.

Aus ängstlicher Vorsicht nämlich hatte er sie bis dahin auf einem seiner Güter versteckt gehalten. Mit wie

gutem Grunde dies geschehen, bewies ihr Erscheinen bei Hofe, an dem sie sogleich die entschiedene Gunst des Königs gewann.

Ehe wir sie aber als die erklärte Geliebte desselben betrachten, wollen wir zuvor ein paar Worte über ihr früheres Leben sagen.

Den Nachrichten zufolge, die über sie vorhanden sind, war sie ein armes Fräulein von Burgsdorff (Brocksdorf) aus Holstein gebürtig und kam als Ehrendame der Prinzessin Johanna von Holstein-Ploen, die dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt wurde, nach Deutschland. Hier ward der geheime Cabinetsminister von Hoymb, der den sächsischen Damen nicht traute und ihrem weltbekannten Flattersinne sein Herz nicht überantworten wollte, auf sie aufmerksam gemacht. Von ihrer Schönheit, ihrem Geiste bezaubert, trug er ihr seine Hand zur Ehe an und lebte, wie es scheint, in sehr glücklichem Einverständnisse mit ihr.

Als seine Unbesonnenheit sie an den Hof berief, war sie gerade in die Blüthe ihrer Jahre getreten. Siebzehnhundertundneunundsiebzig geboren, zählte sie damals ohngefähr zwei oder dreiundzwanzig Jahre. Die Beschreibung, die das „galante Sachsen" von ihr macht, lautet etwa wie folgt: „Sie hatte ein länglich ovales Gesicht, eine wohlgeformte Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, schwarze, große Augen von strahlendem Glanze, dunkles Haar, eine bewundernswerthe Büste und majestätische Haltung. Der Ausdruck ihrer Züge erschien

edel, ihr Lächeln bezaubernd.“ Daß sie auf die vollkommenste Weise zu tanzen verstand, wird von ihr besonders gerühmt.

Unser schon oft citirter Herr von Loen, der sie nach ihrer Verbannung in Halle gesehen hat, giebt von ihr eine Beschreibung, in der es heißt: „Man kann keine schönere und erhabenere Bildung sehen. Der Kummer, der sie nagte, hatte ihr Angesicht blaß und ihren Blick sehnend gemacht. Sie gehörte unter die bräunlichen Schönen; sie hatte große, schwarze, lebhafte Augen, eine weiße Haut, einen schönen Mund und fein geschnitzte Nase. Ihre ganze Gestalt war einnehmend, und zeigte etwas Großes und Erhabenes.“

Was ihre geistigen Fähigkeiten betrifft, so werden diese als sehr brillant geschildert. Man erkennt ihr Geist, ein lebhaftes Temperament, Frische der Auffassung und viele ausgezeichnete Verstandeskräfte zu. Nebenbei führt man aber auch an, daß sie stolz, herrisch und sehr jähzornig gewesen. Das „galante Sachsen“ meint: „Der König fand bei ihr jenen heiteren Geist, den er bei seinen Maitressen vorzugsweise anzutreffen wünschte.“

Nach Allem diesem scheint im Ganzen die Frau von Hoymb die deutsche Montespan gewesen zu sein, mit der sie auch darin die größeste Ähnlichkeit hatte, daß sie ihrem königlichen Geliebten die meisten Kinder gebar. Wie bei jener französischen Maitresse, waren es aber auch bei ihr hauptsächlich die muntere Laune, der ewig sprudelnde Geist und der lächelnde Witz, welche ihr auf lange Zeit

die Neigung des Königs Friedrich August gesichert haben. Neun Jahre hindurch beherrschte sie sein Thun und Lassen und zwar in einer so determinirten Weise, daß sie fast allein die Zügel des Regimentes führte. Sie besetzte Stellen, besorgte Depeschen und verabschiedete Minister. Ganz Sachsen und Polen sah sie zu ihren Füßen. Die wenigen Personen aber, die gegen sie aufzutreten wagten, wußte sie auf die bequemste Weise und zwar dadurch unschädlich zu machen, daß sie sie auf die Festung schickte. Dieses Loos wurde z. B. dem Kanzler von Beichling zu Theil, welcher dem Könige sehr ernstliche Vermahnungen wegen des verschwenderischen Aufwandes seiner Maitresse zu geben sich herausgenommen hatte. Er wurde dafür von dieser, wie es heißt, wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt, zur Untersuchung gezogen und dann auf den Königstein gebracht.

Dieser entschiedene Schritt, war ein Wink für die Umgebung des Königs, den man sich nicht umsonst hat geben lassen. Selbst die sonst Alles vermögenden Günstlinge, der Fürst Fürstenberg, der General Flemming und der Herr von Vitzthum wagten es nicht, sich irgend wie ihrem Willen zu widersetzen, obschon er oft genug dem ihrigen entgegen sein mochte. Mit ergebener Demuth, mit gebogenem Rücken und dem ganzen sächsischen Heuchel- und Kriecherwesen unterwarfen sie sich dem Glücke der gefeierten Frau, mit der stillen Hoffnung im Herzen, daß der Tag ihres Sturzes kommen und sie ihre kleinliche Rache würden nehmen können.

Sie haben sie denn auch wirklich genommen. Die Frau von Hoymb, die ohne Zweifel die mächtigste und zugleich die glücklichste Maitresse des Königs von Polen war, ist später am härtesten und grausamsten von ihm behandelt worden. Gegen keine hat er sich so brutal, herzlos und gemein benommen, als gegen sie, was wahrscheinlich nur darum geschah, weil er ihr gegenüber sich die meisten Thorheiten und die elendeste Charakterschwäche vorzuwerfen hatte.

Gleich die Bedingungen, unter denen sie sich ihm ergab, sind eines Theiles ein Zeugniß der großen Klugheit von ihrer und zum andern, schmähliche Beweise des Leichtsinnes und der tollen Leidenschaftlichkeit von seiner Seite. Nur ein Verblendeter, wie er, konnte sich vorschreiben lassen: erstens für immer der Fürstin von Teschen zu entsagen; zweitens die Scheidung der Gräfin Hoymb von ihrem Manne zu bewirken; drittens durch einen eigenhändigen Contract die Versicherung zu geben, im Fall die Königin sterben sollte, sie an dieser Stelle zur Königin zu erheben und ihre Kinder als legitime Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen anzuerkennen und viertens ihr eine jährliche Pension von 100,000 Thaler anzuweisen.

Alle diese Bedingungen ging er ein. Da er zwar keine einzige davon gehalten, so ist es möglich, daß er sie eben nur deswegen zugestand, weil er sich vornahm sie nicht zu erfüllen. Aber ist dieser Vorsatz einer, der ihm zur Ehre gereicht? Oder dient er dazu, die Härte seines Benehmens entschuldigt erscheinen zu lassen? Gewiß

nicht? Ein Mann, der sich tyrannisch gegen ein Weib benimmt und sei es gegen das schlechteste, macht sich verächtlich! Diese Verächtlichkeit aber muß sich steigern, wenn sie sich einer Frau gegenüber entfaltet, die früher das Herz, die Liebe, die ganze Neigung des Mannes besessen. Hier ist sein Undank: Missethat, ein Verbrechen! „Ein Weib, das weint, ist heilig!" sagt irgendwo August Platen-Hallermünde in seinen Gedichten. Und diese Heiligkeit hatte in ihrem späteren Unglück Niemand mehr, als die Gräfin von Cosel in Anspruch zu nehmen. Wie viele Thränen hat sie nicht geweint in ihrer Verbannung, in tiefem Schmerze, in der Gefangenschaft und Schmach, die sie erdulden mußte. Wieder ist es unser guter Herr von Loen, auf den wir uns hierbei berufen müssen. Er schreibt in dieser Beziehung von ihr: „Die Gräfin von Cosel sah ich, als junger Student in Halle, wo sie als eine von Hof verwiesene Liebhaberin des Königs sich hingeflüchtet hatte. Sie hielt sich daselbst ganz verborgen in einer abgelegenen Straße bei einem Bürger, unweit dem Ballhause auf. Das Gerücht breitete sich aus, daß sich daselbst eine fremde Schönheit aufhielte, die ganz geheim lebte. Das Studentenvolk ist vorwitzig. Ich sah sie etliche Male mit gen Himmel aufgeschlagenen Augen in tiefen Gedanken hinter dem Fenster stehen; sobald sie aber gewahr wurde, daß man sie betrachtete, so trat sie erschrocken zurück."

Es beweis't dieser kleine Zug aus ihrem Leben, der uns aufbewahrt worden, daß sie mit ihrem Schmerz kein

Schaugepränge trieb, sondern sich still damit zurückzog. Friedrich August aber war diese selbstgewählte Zurückgezogenheit des Leides noch nicht genug, er bestand darauf daß die Wehmuth und die Reue über ein ihm vergeudetes Leben in der Gefangenschaft schmachte.

Ehe wir jedoch das Ausführliche darüber melden, wird nöthig sein, zuvor noch einmal zum Beginn jener Bekanntschaft zurückzukehren.

Erst nachdem Friedrich August alle jene gestellten Bedingungen als schriftliche Versprechen in die Hand der Frau von Hoymb gegeben, verpflichtete sich Diese ihm anzugehören. Wie die Marquise von Montespan trat auch sie darauf vor ihren Mann und theilte ihm ihren Entschluß, die Maitresse des Königs zu werden, mit. Nur nicht ganz so frivol, nur nicht ganz mit so viel Uebermuth ging sie dabei zu Werke. Sie zeigte vielmehr bei dieser Gelegenheit den größesten Takt und ein wenig von jener Ruhe, die bei entschlossenen Personen gefaßte Entschließungen immer zu geben pflegen.

Wir müssen uns trennen, sagte sie, der König liebt mich und ich verberge Ihnen durchaus nicht, daß ich mich bewogen fühle, der Ehre zu genügen, der er mich werth erachtet. Ich bitte, lassen Sie uns im Guten scheiden. Ich komme, um Ihnen zu danken, für die Freundlichkeit, die Sie mir während unserer Ehe bewiesen. Leben Sie wohl!

Als Herr von Hoymb hierauf in Klagen ausbrach und sie bat, wohl zu überlegen, was sie thue, antwortete

sie fest: Es ist überlegt, mein Herr. Hier diese Unterschrift des Königs verbindet mich ihm. Wir müssen unser Bündniß lösen. Thuen Sie es, wie Sie können und ziehen Sie Vortheil davon, so viel Sie mögen.

Daß Hoymb das nicht gethan, verdient eine besondere Erwähnung, weil dies ein Zeugniß für eine Ehrenhaftigist, die man damals selten fand. Alles, was er verlangte, war ein Urlaub, um den er den König ersuchte; Geld nahm er nicht.

Kaum aber war er zurückgetreten, so bekam die Frau von Hoymb den Titel einer Gräfin von Cosel und als solche einen Palast geschenkt, der in der Pracht seiner Ausstattung alles Vorhandene in dieser Art überbot. Die Kosten für das Geräth und die Einrichtung in demselben sollen sich auf eine Summe von 300,000 Thalern belaufen haben. Wie denn überhaupt die Memoiren damaliger Zeit behaupten, daß sie diejenige Geliebte sei, welche dem König August das meiste Geld gekostet. Allein, da dies fast von jeder Andern auch behauptet wird und die verschwendeten Gelder nicht nachzurechnen sind, darf man daraus nicht geradezu auf ihren Eigennutz schließen, sondern man muß vielmehr bedenken, daß, wenn sie das Meiste gekostet, dies nur darum der Fall war, weil sie sich am längsten in der Gunst erhielt und die zahlreichste Familie hatte.

Während der König aber noch schwelgte und glücklich war in ihren Reizen, zeigte sich plötzlich die Möglichkeit für ihn den polnischen Thron noch einmal in Anspruch

zu nehmen. Nachdem er auf den Rath Patkul's den von Karl XII. zuerst zu seinem Nachfolger vorgeschlagenen Prinzen Jacob Ludwig Sobiesky nebst seinem Bruder Constantin widerrechtlicher Weise hatte gefangen nehmen und auf die Pleißenburg führen lassen, erwiesen sich in der Bestürzung darüber und in den Kämpfen, die sich nun zu Gunsten des Stanislaus Lesczinsky erhoben, noch einmal Momente, die ein glückliches Auftreten in der Republik erwarten ließen. Auch war in diesem Augenblicke, in welchem in Sachsen weder die Leipziger Messe noch der Dresdener Carneval stattfand, eine Pause für ihn im Leben, die er gern mit einem Ausfluge nach Polen auszufüllen sich bereit fühlen mochte.

Seinem Wunsche nach, sollte die Gräfin in Dresden zurückbleiben und ihn allein reisen lassen. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, daß ihm mit seinem Wahlreiche zugleich auch die Fürstin von Teschen einfiel, die er in Warschau zurückgelassen. Als einer Verwandten des einflußreichen Cardinal-Primas, lag es ihm sicherlich nahe, an ihre etwanige Vermittlung zu denken. Die Gräfin Cosel aber, die ohne Zweifel ihren königlichen Verehrer zu gut kannte, um diesen und ähnlichen Reflexionen nicht auf die Spur zu kommen, bestand darauf, ihn auf seiner Reise zu begleiten.

In Polen angekommen, war es sein Erstes sich mit der zurückgelassenen Maitresse zu versöhnen und durch ihre Verwendung den Cardinal-Primas für sich zu gewinnen. Es schien im Anfang auch Alles gut zu gehen. Der

größere Theil der Kronarmee, für die Friedrich August aus Sachsen gute Bezahlung mitgebracht hatte, erklärte sich für ihn. Nur 6000 Mann gingen zu Stanislaus Lesczinsky über, der am 12. Juli 1704 zum Könige ausgerufen in seinem Manifeste erklärte: „Meine Absicht, als ich diese, mit so vielen Dornen geschmückte Krone auf mein Haupt nahm, war keine andere, als dem geliebten Vaterlande Freiheit und Frieden zu verschaffen und ermahne ich die getreuen Stände des Reiches mir hiezu behülflich zu sein."

Friedrich August ließ von seinem Anhange dagegen repliciren: „Der ganzen Welt werde bekannt, daß, obgleich einiger Polen gottloser Frevel so weit gegangen, daß er, nach Art unbändiger Riesen, wider den hochheiligen königlichen Thron und wider die gesalbte Majestät ihre unheiligen Hände ausgestreckt und dadurch der heiligen katholischen Religion (!!!) den Gesetzen des Vaterlandes, der Ehre des Volkes, dem Allgemeinen- und Privat-Besten, den äußersten Ruin zugezogen, wir dennoch keinesweges mit schläfrigen Augen und unzeitiger Vorstellung diese, gegen das gemeinsame Vaterland höchst frevelhaft erwiesene Grausamkeit ansehen mögen. — Wir protestiren vor dem ganzen Königreiche Polen, daß dadurch, die Freiheit, welche dieses einzige Reich vor allen auswärtigen Ländern, gleichsam als einen Phönix, bis dato erhalten (!) auf's äußerste gekränkt werde. Wir protestiren vor allen Königen, Fürsten und auswärtigen Staaten, daß die von oben herab gegebene Gewalt, (?) der Gesalbte des Herrn,

der Allerdurchlauchtigste König August II., den wir mit freien Stimmen erwählt, und welchen wir bereits ganzer acht Jahr mit allerunterthänigstem Respekt verehrt, an seiner Ehr' und Thron durch sothanen Unfug unschuldiger, unbilliger und unrechtmäßiger Weise beleidiget werde; daher wollen wir auch gedachten unsern durchlauchtigsten König August nicht aus Zwang, einiger Gewalt, ohne Furcht, sondern aus Eifer für die Rechtsame und Freiheiten (!) auf alle Weise, auch mit unserem Tode beschützen."

Der Eindruck, den diese Proklamation hervorbrachte, scheint ein ziemlich günstiger gewesen zu sein, denn noch einmal hat es das Ansehen, als sollte König August befestigt und sein Gegner aus dem Felde geschlagen werden. Viele Adlige traten zu ihm und auch das Volk mochte nicht ganz abgeneigt sein, ihm zuzufallen, weil man der Schweden anfing überdrüßig zu werden. Man hatte gehofft, daß Karl XII. Polen mit seiner Armee nach der neuen Königswahl räumen und seine Brandschatzungen einstellen würde. Da dies aber nicht der Fall war und auch nicht sein konnte, weil der Schutz Stanislaus' zum größesten Theile ja eben nur in dem Heere des nordischen Helden bestand, ohne dessen Hülfe er wenig auszurichten im Stande war, so wurde der Bauer, der niedere Mann des Zwiespaltes müde und konnte sehr wohl auf den Gedanken kommen, daß man nur mit August wieder zur Ruhe gelangen möchte.

In dieser Zeit geschah es denn auch, daß der abge-

setzte König einen ihm verrathenen Ausflug, den Karl XII. mit seinen Haupttruppen unternahm, um seinen Gegner in Sandomir zu überfallen, benutzte, um Warschau zu überrumpeln. Ehe noch an Widerstand gedacht wurde, waren die Sachsen in alle Thore gedrungen und machten den General Horn nebst der zurückgebliebenen Besatzung zu Gefangenen. Kaum daß König Stanislaus und der Kardinal-Primas die Zeit behielten, zu fliehen.

König August, der darauf unter dem Zujauchzen der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug hielt, befand sich jetzt auf einem Punkte, von dem aus er auf das Glücklichste hätte operiren können. Aber anstatt sein Heer zu organisiren, anstatt Kriegspläne zu entwerfen, anstatt Rußland mit Nachdruck um Geld und Soldaten anzugehen, überließ er sich wieder ganz und gar seinem galanten Leben. Die meiste Zeit brachte er damit zu, der Fürstin von Teschen sowohl als der Gräfin von Cosel seine Ergebenheit und Verehrung in solcher Art zu beweisen, daß sich die Eine nicht durch die Andere beeinträchtigt fand. Die Billetdoux, die heimlichen Zusammenkünfte, die Stelldicheine immer so zu geben oder anzunehmen, daß Beide zugleich sich geliebt und jede Einzelne sich als die Bevorzugtere betrachte, das bildete sein hauptsächlichstes Tagewerk, von dem sich zu erholen, er es dann nicht verschmähte sich an einem dritten Ort einer neuen Maitresse in die Arme zu werfen.

Das „galante Sachsen“ erzählt, daß er um diese Zeit ein Verhältniß mit der Tochter eines Weinwirths,

die wahrscheinlich Schenkendienste verrichtete, angeknüpft hatte. Sie wird Henriette Düval genannt und eine berühmte Schönheit geheißen, zu der, wie man erzählt, der König verkleidet und nur in der Dunkelheit ging, weil er sich fürchtete, daß die Gräfin von Cosel seiner kleinen Abschweifung auf die Fährte komme.

Sie beherrschte ihn so ganz und mit so vollkommener Gewalt, daß er in der That sich bewogen fühlte, eine gewisse ängstliche Rücksicht ihr gegenüber zu nehmen, wie er sie bei andern Frauen nie genommen. Er scheute ihren Zorn, ihre Leidenschaft, den Ausbruch ihres Schmerzes. Es lag in diesem Allen etwas das ihn drückte, niederbeugte und Zwang anthat. Wahrscheinlich barg das Wesen der Gräfin von Cosel ein wenig von jenem dämonischen Elemente, das wir bei heftigen Naturen so häufig finden. Es bannt, fesselt und zieht unwiderstehlich an, trotzdem es eigentlich niemals eine angenehme Empfindung macht. Es giebt Männer, die eine Frau nur darum lieben, weil sie den Muth nicht haben: sie zu hassen. Friedrich August scheint es ähnlich gegangen zu sein. Allem dem nach zu schließen, was uns Authentisches über sein Verhältniß zu der in Rede stehenden Dame aufbewahrt worden, scheint es klar und ersichtlich, daß sie von allen seinen Maitressen ihm die unbequemste gewesen. Sie tyrannisirte ihn. Sie hielt sein Herz mit ihren Küssen, ihren glühenden Blicken und dem ganzen Arsenal ihrer Reize und Liebkosungen gewissermaßen im Belagerungszustande. Da war immer strenge Controlle,

immer Bewachung, immer Kriegsgericht. Amor mit dem Martialgesetz der Liebe! Jede Regung, jeder Laut, jedes Zucken mit den Augenwimpern wurde zur Rechenschaft gezogen. Es war, als wenn die Gräfin von Cosel den Ausspruch jenes Politikers gekannt hätte, der da besagt, daß sich eine Regierung nur durch dasjenige erhält, durch das sie entstanden. Mit bewunderswerther Energie behauptete sie die Strenge, durch welche sie sich emporgeschwungen. Eine schnelle, glühende Hingabe würde sie, wie jede andere Frau, zur vorübergehenden Laune des Königs gemacht haben. Nur der Ernst, mit dem sie sich jene feierlichen Versprechungen ausstellen ließ und der Nachdruck, mit dem sie darauf bestand, wurden das Mittel, durch welches Friedrich August so lange und fest an sie gebunden wurde.

Als es endlich dennoch seine Wirkung verlor, war es eben auch nur der entschlossene Muth, es nicht aus den Händen zu lassen, der den König zu der Schändlichkeit brachte, die er gegen sie übte. Aurora von Königsmark mit ihrer schönen Resignation, entsagte allen Ansprüchen, die sie zu machen das Recht besaß und veranlaßte dadurch den lauen Respekt, den sie sich von Seiten ihres ungetreuen Geliebten zu Liebe des Sohnes gefallen ließ. Die Gräfin von Cosel aber, die eine solche Selbstverleugnung nicht kannte und welche mit dem vollen Trotze eines entschlossenen Geistes auf dem beharrte, was ihr zugehörte, forderte dadurch die ganze Bosheit heraus, deren Friedrich August fähig war.

Dem Willen entronnen, dem er sich so lange Jahre gebeugt, bezeigte er seinen eigenen zuerst durch die auserlesene Rache, die er an jenem nahm. Je mehr er sich hatte von ihm erniedrigen lassen, jemehr erboßte er sich darüber. Er wollte in dem traurigen Schicksale seiner Maitresse seine eigene Schmach bestrafen. Seine Fehler, seine Schwäche, seine Geistlosigkeit, sein Wankelmuth, kurz, das ganze Register seiner Schuld sühnte er in den Thränen und dem Jammer der Frau, der zu Liebe er sie begangen. Wie alle schlechten Fürsten machte auch er für seine Vergehungen und dummen Streiche Andere verantwortlich. Seine Reue bestand in Buße, die er denen zuerkannte, um deren Gefallen er gesündigt hatte. Um sich frei zu sprechen bedurfte es in seinen Augen nichts, als die Anklage der Übrigen. Die Übrigen hatten gefehlt, Laster gepflegt und Thorheiten begangen. Er war ja König. Er that nichts Übles!

Die Gräfin von Cosel hatte, wie es scheint, diesen Glauben nicht. Seinen nächtlichen Ausflügen mißtrauend, ahnte sie bald, daß sie nur einer Nebenbuhlerin gelten konnten. Den Ausreden August's, daß geheime politische Unterhandlungen ihm diese geheimnißvollen Gänge zur Nothwendigkeit machten, war sie gescheut genug, kein Gehör zu schenken. Vielmehr trachtete sie mit rastlosem Eifer nach Enthüllung des Räthsels, dem sie ohne Zweifel auch bald auf den Grund gekommen sein würde, wenn nicht plötzlich die Schweden erschienen und sie sammt August aus Warschau vertrieben hätten.

Während sie selbst nun nach Dresden heimkehrte, irrte der König noch eine kurze Zeit von Karl XII. verfolgt, in Polen umher. Endlich aber, da ihm einfiel, daß der Dresdener Karneval und die Leipziger Messe vor der Thür seien, machte er kurzen Prozeß und folgte seiner Geliebten nach Sachsen zurück. Hier empfing ihn die Schmeichelei des Hofes, wie einen sieghaften Helden. Zu Neujahr 1705 wurde ihm eine Medaille überreicht, auf welcher er als Herkules prangte, der auf der Schulter eine Weltkugel trägt, die Polen, Sachsen und Lithauen zeigt. Aber statt diese Länder mit seinem Schwerdte zu beschützen, setzte er sich an das Wochenbett der Cosel, die ihn mit einer Tochter beschenkte.

Um dieselbe Zeit erhielt er auch die Nachricht von der Niederkunft der schönen Henriette, die ihm gleichfalls ein Mädchen gebar. Den Brief, in dem sie ihm dies meldete, empfing er an dem Lager der Wöchnerin zu Dresden, an dem er in jener Epoche Audienzen zu geben und Depeschen zu empfangen pflegte.

Als sich eine leichte Erregung, durch die rührenden Zeilen des verführten Geschöpfes hervorgerufen, in den Zügen Friedrich August's bemerklich machte, forschte die Gräfin sogleich der Ursache derselben nach. Da er dieselbe aber nicht entdecken wollte, sprang sie kurz gefaßt, halb entblößt, wie sie war und nicht genirt durch die Zeugen, die im Zimmer zugegen, aus den Decken hervor und entriß dem überraschten Monarchen das Schreiben mit eigener Hand. Als sie es durchflog, gewahrte sie bald die

Lösung des Warschauer Räthsels, wie sie diese vermuthet hatte.

Ganz außer sich darüber, fing sie an wie eine Furie zu wüthen. In's Wasser mit diesem Kinde, rief sie aus. In's Wasser mit der Mutter auch! Dann, in heftiges Schluchzen und Weinen ausbrechend, besänftigte sie erst das Versprechen August's, daß er an beide Geschöpfe nicht weiter denken wolle.

Wie sehr er der Mann war, so etwas zu halten, wird Jeder wissen, der ihn aus unserer Schilderung kennt. Die Nachrichten melden auch wirklich, daß Henriette Duval aus Gram und Sorge über die gänzliche Vernachlässigung von Seiten ihres königlichen Verführers in eine tiefe Schwermuth verfallen und jung gestorben sei. Ihre Tochter aber hat Friedrich August erst sehr spät, als Gräfin Orzelska, anerkannt.

Wie alle oberflächlichen Menschen besaß er Gedächtniß und Sinn nur immer für die Gegenwärtigen. Die Abwesenden vergaß er. Weil er keinen Blick in die Zukunft hatte, hatte er auch keinen in die Vergangenheit, denn wo die Erwartung stumpf ist, da ist auch die Erinnerung schwach. Mit Recht kann man sagen, daß der Wunsch nichts anderes sei, als der Traum einer Erfüllung.

Immer kleinlich beschäftigt, immer erfüllt von dem flüchtigen Rausche des Lebens, muß man unwillkürlich zu der Vermuthung kommen, daß Friedrich August eigentlich niemals eine Idee, einen Zweck, eine bestimmte Richtung gehabt. Seine Existenz ging auf in einer ewigen Orgie

des Zufalls. Da war immer ein Lächeln der Gelegenheit, ein Sonnenschimmer der guten Stunde, eine Laune des Glücks! Aber nirgends ein Plan, ein Vorsatz, eine Hoffnung, ein großer Gedanke! Sein Dasein ist leer, wenn auch äußerlich prunkvoll. Nirgends ein Schmerz, eine Wunde, ein trauriger Blick, ein tristes Ach der Geschichte. Nirgends aber auch der Humor des Genies, die weise Heiterkeit der Philosophie, das Lachen des guten Herzens! Immer nur die Gala der Alltäglichkeit, der große Hofstaat eines Nichts!

Nirgends wird dies deutlicher, als da, wo Friedrich August wirklich mit einer Größe zusammentrifft. Neben Aurora von Königsmark, neben Patkul, selbst neben der Gräfin Cosel, wie klein, wie dürftig nimmt er sich aus! Nun gar erst neben der bronzenen Energie eines Karl XII.!

Dieser setzte seine Entthronung durch, kam als Sieger nach Sachsen und behandelte ihn wie ein unmündiges Kind. Beim Friedensabschlusse zu Altranstädt verbat er sich jedes Gespräch über Politik, indem er fast von nichts als von seinen vortrefflichen, großen Stiefeln redete. In der Strenge gegen seinen Gegner ging er sogar so weit, daß er den König August zwang, ein Gratulationsschreiben an Stanislaus zu richten. Es hieß darin ohngefähr: „Damit er dem Könige von Schweden zu Gefallen lebe und damit es ihm nicht beigemessen würde, als wenn er des Königs von Schweden Verlangen kein Genüge leisten wollte, so wünschte er dem Könige Stanislaus hiermit Glück zu seiner Erhebung auf den Thron, und daß er

in seinem Vaterlande getreuere und gehorsamere Unterthanen antreffen möchte, als er darin verlassen hätte."

Die Schmach dieser und ähnlicher Bedingungen störte Friedrich August aber durchaus nicht in seinen Vergnügungen. Er schwelgte auf seinen Lust- und Jagdschlössern weiter, als wäre gar nichts vorgefallen. Indessen sog Karl XII. das Land systematisch aus. Man berechnet, daß seine Invasion Sachsen 28 Millionen Thaler gekostet. Einer Bitte des Herzogs von Gotha um Schonung und um Berücksichtigung des Königs und Kurfürsten entgegnete er barsch: „Was Augustus? In Polen ist König der Stanislaus und Kurfürst von Sachsen bin ich dermalen!"

Nach seinem Abzuge, der mit dem 1. September 1707 begann, hofften die Unterthanen Friedrich August's, daß ihr Kurfürst nun endlich zur Besinnung kommen, seine Thorheiten aufgeben und an das Glück seines Landes denken würde. War doch so viel darin gut zu machen! Die Städte zeigten sich arm, gedrückt, gehemmt in Handel und Wandel. Die Dörfer boten den traurigsten Anblick dar. Viele Bauern hatten Hof und Haus verlassen; überall sah man brachliegende Äcker, wüste Felder und niedergebrannte Hütten. Außerdem herrschten Hunger und Krankheit.

Statt aber nun durch ein stilles, geregeltes Leben, durch Öconomie, durch neue Ordnung in der Verwaltung, durch Begünstigung des Handels und der Gewerbe den Wohlstand zu fördern, das Vertrauen und die Hoffnung zu heben, was that Friedrich August? Er verkaufte 1708

die Trümmer der aus Polen herausgeschlagenen und zurückgekehrten Regimenter dem deutschen Kaiser für den Krieg in den Niederlanden, eine Armee von neuntausend Mann, deren Erlös er nicht etwa benutzte, um die erschöpften Landeskassen zu füllen, oder um die Industrie zu heben, sondern einzig um seinem Vergnügen zu fröhnen. Lustig und wohlgemuth folgte er seinen Truppen in das Feldlager nach. Aber nicht etwa, um sich an ihre Spitze zu stellen, nicht etwa um zu fechten und zu siegen, nein, nur um im Hauptquartier des Prinzen Eugen offene Tafel zu halten. Als zur Belagerung und Erstürmung von Lille die ernstlichsten Anstalten getroffen wurden, brach er nach Brüssel auf, wo er sich mit Tänzerinnen und Sängerinnen vergnügte und für sein Hoftheater in Dresden neue Mitglieder anwarb.

Hier war es, wo er unter dem Namen eines Grafen von Torgau ein zärtliches Verhältniß mit einer Königin des Ballets, mit einer gewissen Demoiselle Düparc begann. Er lernte sie bei einem Gastmahle kennen, bei dem der Champagner in Strömen floß. Zwischen Scherzen, lustigen Anekdoten, schäumenden Gläsern, trunkenen Nymphen und taumelnden Lieutenants fesselt den König die pikante Grazie, der brillante Esprit dieser Jüngerin Terpsichorens. Wie ein Neuling in der Liebe, wie ein Junker vom Lande wird er entzückt von dem gewandten Gespräche, von dem leichten Gazekleide, von dem nonchalanten Wesen und den herausfordernden Blicken dieser Coulissenfee. Ganz Taumel, ganz Enthusiasmus bietet

er ihr an, ihn in seinem Wagen nach Dresden zu begleiten.

Das „galante Sachsen,“ das sich bemüht, dieser flachen Liebschaft ein besonders romantisches Relief zu geben, erzählt, daß die Demoiselle Düparc Friedrich August nicht erkannt, Zweifel in ein Engagement gesetzt und abgelehnt habe, ihn zu begleiten. Ich bin keine Vestalin, soll sie gesagt haben, aber ich liebe es nicht, mich ohne nähere Bekanntschaft hinzugeben.

Diese nun möglich zu machen, beschwor sie der König ihm später nachzufolgen, indem er ihr für die Reise tausend Dukaten überwies.

Tausend Dukaten waren, besonders zur damaligen Zeit, ein Geschenk, das wohl einen König vermuthen lassen konnte. Sicherlich hat dies die Demoiselle Düparc auch gethan, deren naiver Roman entweder ganz erfunden, oder eine hübsche Komödie ist, die sie mit großer Natürlichkeit zu spielen verstand.

Es wird berichtet, daß sie wirklich nach Dresden kam, und in der ganzen Stadt nach dem Grafen von Torgau forschte. Daß Niemand ihr das Incognito des Königs, das kein Geheimniß sein konnte, verrieth, muß als ein großes Wunder betrachtet werden, das um so mehr berechtigt, Erstaunen zu erregen, als man weiß, daß Dresden gerade nicht für die Stadt der Verschwiegenheit gilt.

Es sei dem aber nun wie ihm sei, so viel ist gewiß, daß die glückliche Künstlerin sehr zuvorkommend in der sächsischen Capitale aufgenommen wurde. Sie fand eine

prächtige Wohnung vor, glänzende Geschenke, galante Bedienung, große Aufmerksamkeit von Seiten der Theaterbehörde. Alle diese Dinge, sagt das „galante Sachsen,“ brachten die Tänzerin nicht auf die rechte Spur. Die naive Französin wurde sogar durch die Komplimente und das verschmitzte Lächeln des General-Intendanten nicht aufgeklärt. Sie träumte noch immer von dem guten Grafen von Torgau, der während dessen sehr gemüthlich bei den Kindern der Gräfin von Cosel saß und sich auf die große Ueberraschung freute.

Endlich kam sie heran. Demoiselle Düparc betrat eines schönen Abends die Bühne. Das Haus war gefüllt; die Kunstenthusiasten, die Crême der Gesellschaft, die Lions der damaligen Mode waren zugegen. Leider fehlte ein Böttiger, ein ästhetischer Kopf, eine kritische Feder, die uns die Leistung der Tänzerin verewigt hätte. Das „galante Sachsen“ begnügt sich uns zu melden, daß man davon begeistert wurde, daß man applaudirte, daß man jubelte und Beifall rief. Endlich, berichtet es uns, daß gerade mitten in einer bezaubernden Pirouette, mitten im Zuruf der Menge Demoiselle Düparc plötzlich ohnmächtig geworden sei, weil sie in der kurfürstlichen Loge den Grafen von Torgau als den König von Polen erkannte, der mit der Gräfin von Cosel erschien.

Dieser Auftritt, der unter dem entzückten Publikum das größeste Beileid und die regeste Theilnahme hervorrief, beunruhigte auch Friedrich August. Er schickte den Kammerdiener, den Hofmarschall, den Adjudanten, endlich

ging er selbst, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Die Gräfin von Cosel, die augenblicklich wußte, wie sie damit daran war, überschüttete ihn bei seiner Rückkehr mit Vorwürfen, Thränen und heftigen Worten, denen auszuweichen er keinen andern Ausweg fand, als den in die Loge seiner Frau.

Bei Dieser wohnte er der Vorstellung, minder gestört, wie es scheint, bis zum Schlusse bei. Während die Königin Eberhardine, beschämt und erröthend die Blicke senkte, so oft sie die freien Bewegungen der Tänzerin sah, befahl enthusiasmirt und aufgeregt davon ihr Gemahl ein Souper bei dem Intendanten des Hoftheaters anzurichten. Spät in der Nacht traf er bei diesem mit Demoiselle Düparc wieder zusammen. Der Champagner schäumte, die Augen glühten, die Worte flogen flüsternd, lachend, scherzend hin und her. Es war ein Fest, wie jenes in Brüssel. Nur daß die geniale Künstlerin nicht von Vestalinnen sprach. Sie redete von Liebe, von Glück, von hoher Gnade. Sie wiederholte, was Friedrich August schon von so vielen andern Frauen gehört hatte, das Geständniß, daß er gesiegt habe.

Während dessen saß die Gräfin von Cosel daheim und weinte. Die Kerzen waren heruntergebrannt, ihre Kleider, ihr Geschmeide lagen zerstreut umher. Sie konnte nicht schlafen. Der Flattersinn des Königs machte ihr Schmerz. Sie war durchaus nicht jene leichtfertige und frivole Person, als welche man sie gewöhnlich geschildert findet. Im Gegentheil, sie besaß eine große Klugheit

und schöne Charakterstärke. Hatte sie sich dem Könige auch nicht aus reiner Liebe, aus blindem Enthusiasmus hingegeben, so that sie es auch nicht aus gänschenhafter Laune, aus kindischer Eitelkeit. Vielmehr beweis't die Besonnenheit und Überlegung, mit der sie in das Verhältniß einging, daß sie das Herz des Königs wie ein Ministerportefeuille übernahm. Sie wollte sich eine hohe Stellung, einen hervorragenden Platz verschaffen. Sie wollte eine Bedeutung haben, einen Namen, einen Glanz in der Geschichte.

Mit dieser Berechnung wurde sie Maitresse. Sie gab die Ruhe, den guten Ruf, die ländliche Zurückgezogenheit auf, um die Neigung des Königs wie eine Anstellung, welche die Aussicht auf Avancement hat, anzunehmen. Sie traute seinen Versprechungen, seinen Schwüren, ihren eigenen Reizen eine ewige Dauer zu. Lange Jahre bestärkten sie darin. Sie hatte sich an ihr Glück, an die Gunst ihres Geliebten, an Pracht, Reichthum und Einfluß gewöhnt. Daß sie das Alles verlieren könne, ahnte sie vielleicht zuerst in jener einsamen Nacht, die sie in Thränen verbrachte.

Noch aber war der eigentliche Wendepunkt ihres Schicksales nicht da. Friedrich August scheint die Demoiselle Düparc am Ende doch für nichts anderes als eine gewöhnliche femme entretenue angesehen zu haben. Die erklärte Maitresse blieb die Gräfin von Cosel vor wie nach. Auch fiel der Glanzpunkt ihrer Liaison gerade erst in diese Zeit, die ihrer Ungnade kurz vorherging.

Der Anlaß, welcher den Herrn von Pölnitz zu dem Ausspruche veranlaßte: „Keine andere Maitresse wurde jemals von dem Könige so ausgezeichnet,“ war der Besuch, welchen der König Friedrich IV. von Dänemark bei seiner Rückkehr von Italien dem Hofe von Dresden machte. Bei den pomphaften Festen, die dem hohen Gaste zu Ehren gegeben wurden, erschien die Gräfin von Cosel als die wahre und ausschließliche Königin, vor welcher sich Alles beugte. Der dänische Monarch selber, zeichnete sie auf die schmeichelhafteste Weise aus. Bei einer Gala-Tafel, an der sich auch Eberhardine befand, nöthigte Friedrich IV. die Gräfin, als sie unter den aufwartenden Hofdamen erschien, zum Niedersitzen an seiner Seite.

Dieser, ihr schönster Triumph, war auch ihr letzter. Denn bald nach dem Glanz und dem Rausche dieser Feierlichkeiten, wurde Friedrich August bewogen, einen neuen Versuch zur Eroberung Polens zu machen. Karl XII. nämlich hatte am 9. Juli 1709 bei Pultawa eine Schlacht gegen die Russen und damit zugleich fast seine ganze Armee verloren. Verfolgt von seinen Feinden, flüchtete er bis in die Türkei.

Friedrich August, das Mißgeschick seines Gegners benutzend, gestützt auf die Freundschaft der Könige von Dänemark und Preußen und aufgemuntert durch den russischen Zaaren brach am 8. August 1709 mit einem Heere von 12,000 Mann nach Polen auf, von dem er vorläufig wieder durch den Titel eines rechtmäßigen

Königs Besitz ergriff. Die Schmach, die er durch den entehrenden Verzicht darauf, auf sich geladen, sühnte er in seiner schon vorher angegebenen Weise wieder dadurch, daß er die beiden Bevollmächtigten, Imhof und Pfingsten, welche den Frieden in Altranstädt eingeleitet hatten, als Landesverräther festsetzen ließ. Friedrich Förster sagt: „Auch hier zeigt sich die Feigheit des Königs wieder, der nicht den Muth hatte, die Schuld von dem Frieden, zu dessen Unterzeichnung er von Polen sich in Sachsen freiwillig eingefunden hatte, und dessen Bedingungen er nur allzuwohl kannte, allein auf sich zu nehmen. Nicht minder entehrte er sich dadurch, daß er die Krone, die er den ungetreuen Polen in größter Erbitterung und Verachtung vor die Füße geworfen, demüthigst aus dem Schmutz wieder aufnahm und sich jetzt mit großer Gewissenhaftigkeit auf die der Nation geschworenen Eide berief, welche er längst auf die leichtsinnigste Weise gebrochen. Man kann nichts Haltloseres lesen, als das Manifest vom 18. August 1709, in welchem August sich wegen des Abschlusses des Altranstädter Friedens, an welchen er sich keinesweges gebunden achtet, zu rechtfertigen sucht."

Diese Rechtfertigung, die in der That eine fast kindische zu nennen sein dürfte, wollen wir hier nicht erst mittheilen, sondern nur anführen, daß Karl XII. aus der Türkei darauf, jeder angebotenen Übereinkunft zum Trotze, kurz und bündig erklärte „seine Feinde den Zaar Peter und den König August aufsuchen und verderben zu wollen, wo er sie immer finden werde."

Da sich indeß diese Drohung vor der Hand wie eine bloße Münchhausen'sche Rodomontade ausnahm, so kehrten sich seine Gegner nicht viel daran, sondern vertrieben Stanislaus aus der Republik und setzten das vorige Regiment wieder ein. Behauptet aber würde es sich schwerlich haben, wenn jener nordische Heldenkönig, der im November 1714 plötzlich wieder selbst auf dem Schauplatze des Krieges erschien, nicht schon am 11. Dezember 1718 in den Laufgräben von Friedrichshall von einer mörderischen Kugel erreicht worden wäre.

Nur dieser verdankt Friedrich August den Besitz der polnischen Krone, in welchem er bis an sein Ende geblieben. Nicht so glücklich war die Gräfin von Cosel in Hinsicht auf seine Liebe. Die Günstlinge Flemming und Vitzthum, welche ihn nach Polen begleitet hatten, benutzten die Gelegenheit um ihn der Herrschaft der Maitresse zu entziehen, die durch ihren Geist, ihren Verstand und den unbeschränkten Einfluß, den sie auf den König übte, jede Absicht, jeden Plan und jedes Ziel von ihrer Seite vereitelte. Eine unbedeutende und ihnen ergebene Kreatur mußte ihnen wünschenswerth sein, weil sie durch diese der Einwirkung auf ihren Herrn vollständig sicher waren. Die Gräfin von Cosel, die Alles, was sie geworden, sich selbst zu danken hatte und welche überdies die Hofschranzen und die ganze sächsische Camarilla vollständig übersah und in Schach zu halten wußte, fühlte und konnte von Erkenntlichkeit gegen diese verächtliche Sippschaft nichts fühlen. Darum hatte sie dieselbe gegen

sich, wovon sie aber so lange wohlweislich nichts merken ließ, als sie Friedrich August unter den Augen und den Händen dieser Dame sah.

Erst, als er diesen entrückt, ihr ganz allein anheimfiel, fing sie an, alle ihre Mienen springen zu lassen. Täglich brachte sie eine Perfidie, eine Untreue, eine Gewaltthätigkeit, die die Gräfin von Cosel begangen haben sollte, zu den Ohren des Königs. Kürzlich, sagte der Eine, hat sie ein beißendes Bonmot auf den Monarchen gemacht. Vor längerer Zeit pflog sie ein zärtliches Verhältniß mit dem Grafen von Lecheronne, meinte der Andere. Der Dritte sprach davon, daß sie neulich dem Fürsten von Fürstenberg in's Gesicht gespieen, weil er ihr nicht habe Geld aus der Staatskasse geben wollen. So ging es weiter. Alle Augenblicke wußte man einen neuen Skandal, eine andere Bosheit, ein frisches Verbrechen. Aber das wirkte nicht. Dafür hatte Friedrich August nicht Sinn. Nur eine neue Schönheit, eine andere Geliebte, ein frisches Verhältniß konnte ihn dem Zauber der Gräfin von Cosel entziehen. Da sie das endlich merkten, schlugen sie ihm eine gewisse Gräfin Dönhof zur Maitresse vor. Das „galante Sachsen“ erzählt, daß der Herr von Vitzthum dem Könige bei dieser Gelegenheit folgende Vorstellung gemacht habe. „Da Ew. Majestät,“ soll er gesggt haben, „einen gedoppelten Hofstaat führen, so ist es auch durchaus nöthig, daß sie zwei Maitressen besitzen. Auf diese Weise werden Sie Ihre beiden Nationen zufriedenstellen. Gegenwärtig beklagen sich die Polen laut

darüber, daß Sie eine sächsische Geliebte haben; verlassen Sie diese einer Polin wegen, so werden die Sachsen schreien. Das Beste demnach also ist, daß Sie von beiden Völkerschaften eine nehmen, dann sind sie beide befriedigt."

Diese Motivirung scheint Friedrich August eingeleuchtet zu haben, wenigstens bewilligte er, daß man ihm die Gräfin Dönhof präsentirte. Obschon er nun bei dieser Gelegenheit klagte, daß sie eigentlich ein wenig zu mager, gar zu languissant und eine schlechte Tänzerin sei, entschloß er sich dennoch sie von ihrem Manne scheiden und in seine nächste Umgebung treten zu lassen.

Als die Gräfin von Cosel davon Nachricht erhielt, machte sie sich, obgleich sie eben erst ein neues Wochenbett überstanden, auf den Weg nach Warschau, um den ungetreuen Geliebten zu sich zurückzuführen.

Es würde ihr dies ohne Zweifel auch gelungen sein, wenn ihre Feinde ihr Eintreffen nicht zu verhindern verstanden. Diese aber, sobald sie von der Absicht der Gräfin von Cosel hörten, veranlaßten den König durch die Dönhof ihr Polen zu verbieten.

Einer Ordonnanz, die der Gräfin von Cosel entgegenging und sie in Widowa (Windawa) traf, setzte sie bei der Verhinderung der Weiterreise die Pistole auf die Brust. Aber es half ihr Nichts. Sie mußte zurück. Wuth, Rache, Verzweiflung im Herzen, kehrte sie um. Doch gab sie ihre Sache nicht verloren. Sie hatte die schriftlichen Versprechen des Königs in Händen. Wie

ein weiblicher Shylock der Liebe bestand sie auf ihren Schein, aus dessen Existenz sie nie ein Geheimniß und jetzt eine ganz öffentliche Angelegenheit machte. Sie berief, sie stützte sich darauf; sie sagte: hier ist sein Wort, sein Schwur, sein heiliger Eid. Ich bin keine Concubine, kein Kebsweib, keine Beischläferin im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Mein Verhältniß zum Könige ist verbrieft. Hier habe ich den Contract in Händen, der mich sicher stellt.

Diese Sicherstellung aber war eine Illusion, die gehegt zu haben, sie bitter genug büßen sollte. Denn kaum, daß der König die Berufung der Gräfin von Cosel auf sein schriftliches Eheversprechen vernahm, so befahl er ihr dasselbe mit Gewalt zu entreißen. Da sie bei seiner und der Gräfin Dönhof Ankunft in Dresden schon durch die brutalsten Mittel gezwungen worden war, diese Stadt zu verlassen und ihren Aufenthalt in Pillnitz zu nehmen, so fürchtete sie mit Recht das Ärgste von diesem Befehle und floh, ehe er ausgeführt werden konnte, nach Berlin.

Hier, wo sie sonst in großem Ansehen gestanden, fand sie, was gefallene Günstlinge immer zu finden pflegen, ein leises Achselzucken, eine frostige Höflichkeit und den Triumph der Schadenfreude. Der Neid war von jeher der Schatten des Ruhms. Er nimmt zu mit dem Sinken des Glücks, welches die Sonne der Größe ist. Die Gräfin von Cosel erprobte das. Einsam, verlassen und still saß sie in Berlin. Keine Karossen, keine Visiten, keine Schmeichler kamen. Nur eine Weisung allerhöchsten

Ortes klopfte an ihre Thür, um sie aus der Hauptstadt zu entfernen. Sie ging nach Halle. Wie sie dort zu leben pflegte, haben wir aus dem früher schon mitgetheilten Briefe des Herrn von Loen gesehen. Hier fügen wir nur noch an, daß Friedrich August, damit nicht zufrieden, die Abscheulichkeit beging, sie sich wie eine Staatsverbrecherin von Preußen ausliefern zu lassen. Sie wurde durch preußisches Militair bis an die Grenze escortirt, dort von einem sächsischen Piket in Empfang genommen und auf die Festung Stolpe gebracht.

Alle Aufzeichnungen, die über die entwürdigende Behandlung vorhanden sind, bekunden daß die unglückliche Frau sie mit großer Standhaftigkeit und mit einer stummen Verachtung ertrug, welche den König von Polen ebenso verurtheilt, wie jene Resignation der Aurora von Königsmark. Zu keiner Schmähung, zu keinem Schimpfen und Hadern ließ sie sich hinreißen. Ruhig und gefaßt ertrug sie Alles. Als sie gefangen genommen wurde, sagte sie nichts, als: „Welche Ungerechtigkeit! Welche Barbarei! Ich bin ja doch die Mutter seiner Kinder!“ Früher schon hatte sie verlangt: daß man sie richten solle, wenn sie für schuldig gelte.

Auf dem Transport nach der Festung, wie auf dieser selbst, benahm sie sich durchaus edelmüthig und würdig. Dem preußischen Lieutenant, der die Escorte nach der sächsischen Grenze führte, verehrte sie eine Dose und eine Uhr von großem Werthe. Unter die Soldaten vertheilte sie Alles, was sie an Gelde besaß.

In der Gefangenschaft selbst lebte sie fünfundvierzig Jahre. Nach August's Tode wurde ihr zwar eine größere Freiheit gestattet, diese aber wenig von ihr benutzt. Sie konnte sich nicht einmal entschließen ihr Gefängniß zu verlassen, so sehr hatte sie sich die lange Zeit hindurch gewöhnt an die Stille, an die leeren Wände, an ihr unverdientes Geschick. Was sollte sie auch noch draußen in der Welt, nachdem sie sechsundzwanzig Jahre im Kerker geschmachtet hatte? Ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, ihre Träume paßten nicht mehr unter die Menschen. Ihre Freunde, ihre Verehrer, ihre Schmeichler waren todt oder untreu. Ihre Geschichte klang den Leuten wie ein Mährchen. Sie war fast wie verschollen. Daß sie jedoch mit ihrem Schmerze und der Grausamkeit Friedrich August's auch nach dessen Tode keinen Prunk, keine Ostentation getrieben, das muß als etwas betrachtet werden, das sehr zu ihrem Besten spricht. Eine gewöhnliche Natur ist dieser Zurückhaltung, dieses Schweigens nicht fähig. Nur eine edlere kann das thun. Daß sie diese durchaus und im wahren Sinne des Wortes gewesen, das beweis't unter anderem auch die Vorliebe, mit der sie sich in ihrer Gefangenschaft mit der Literatur und besonders mit der französischen beschäftigte. Außer den Büchern wandte sie ihre meiste Sorgfalt und Muße der Bestellung eines kleinen Gartens zu.

Die Rancüne, die Friedrich der Große, so lange er im siebenjährigen Kriege Sachsen in der Gewalt hatte, dadurch an ihr übte, daß er ihr die ihr ausgesetzte

Pension in sogenannten Ephraimiten, einer Münze, welche wenig galt und durch den Juden Ephraim zu Leipzig unter preußischer Genehmigung geprägt wurde, auszahlen ließ, ist ein kleiner Charakterzug, den wir leider dem großen Könige nicht gerade zur Ehre anrechnen können. Gegen eine gesunkene Größe, noch dazu eine weibliche, sei sie nun auch so zweideutig wie sie wolle, ungroßmüthig zu handeln, ist ein Beginnen, daß wir nie und an keinem Menschen loben werden.

Daß die Gräfin von Cosel übrigens diese Münzen zum Schimpfe für den preußischen Eroberer an die Wand ihres Zimmers nagelte, ist eine Rache, die wir deswegen vollkommen gerechtfertigt finden. Rührend aber scheint uns die Liebe, mit welcher sie vierzig sogenannte Cosel'sche Gulden, die August einer Sage nach in Folge einer Wette mit ihr in den Jahren 1705—1707 hatte schlagen lassen, aufbewahrte. Waren sie doch eigentlich Alles, was ihr von ihrem Glücke geblieben!

Sie starb 1759. Friedrich August hatte nach ihr, außer der Gräfin Dönhof, noch zwei andere, einigermaßen bemerkenswerthe Maitressen, ein Fräulein von Dieskau nämlich und ein Fräulein von Osterhausen. Da aber keine von ihnen großen Einfluß gewann und alle nur gewöhnliche Frauenzimmer gewesen zu sein scheinen, so unterlassen wir es, sie hier noch besonders zu schildern. Es ist eine andere Persönlichkeit und ein anderer Hof, die nun unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen haben. Der preußische nämlich und die berühmte Frau von Lichtenau.

Gräfin Wilhelmine von Lichtenau.

Das Leben und die Schicksale, der, unter diesem Namen, sehr bekannt gewordenen Frau, fallen zwar über die Jahreszahlen, aber nicht über den Geist der Periode hinaus, welche Ludwig der Vierzehnte und Fünfzehnte in der Geschichte ausgefüllt haben. Mit Recht glauben wir daher sie mit einbegreifen zu müssen in diese Epoche, deren entsittlichendem Einflusse Preußen erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten erlag, dessen Hof gleichsam das letzte Asyl jener Frivolität des ablaufenden Jahrhunderts wurde, die in Versailles erzeugt und zum guten Tone der damaligen Welt gemacht worden war.

Während Dresden unter Friedrich August schon ganz und gar in dem Wesen der nichtsnutzigsten Galanterie auf und wir möchten sagen, zu Grunde gegangen war, zeigte sich in Berlin noch keine Spur davon. „Hier," so schreibt der Herr von Loen 1718, um uns noch einmal auf Diesen zu berufen, „sehe ich einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes und nichts Prächtiges, als seine Soldaten hat. Es ist also möglich, daß man ein

großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfarbiger, mit Gold und Silber beschlagenen Creaturen zu suchen. Hier ist die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhaupts mustern lernen. Ich habe, so lang ich in Berlin gewesen, kein ganz mit Galonen besetztes Kleid gesehen. Die kostbarsten Kleider haben nicht über etlich und zwanzig Loth Gold oder Silber: sie sind meistentheils gestickt und dieses so nett, so niedlich und so wohl an den Leib gepaßt, daß man nichts Schöneres sehen kann."

„Wenn man von dem Berliner Hofe redet," heißt es weiter, „so verstehet man darunter nur die Kriegsleute, diese allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räthe, die Kammerherren, Hofjunker und dergleichen, wenn sie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht geachtet und kommen meistentheils wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht. Er hat einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann, sie sind aber bei weitem nicht so geschliffen wie seine Soldaten. Die Zucht macht Leute; die preußische ist herrlich. Die wenigsten Gelehrten haben eine edle Erziehung und eine gute Lebensart. Auf Universitäten schwärmen sie in einer wilden Freiheit. Beides: geistliche als weltliche Ämter werden mit solchen Leuten besetzt, die gewohnt sind nach ihrem Eigensinn zu denken, zu lehren und zu leben. Nichts ist

lächerlicher als ihr Hochmuth. Es ist eine Verehrung unter diesem lateinischen Volk, daß ein vernünftiger Mann darüber gar leicht in die Sünde der Spötterei verfallen kann. Man halte es demnach einem großen König zu gut, der gewohnt ist von Jugend auf die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet."

"Ich kenne unter den preußischen Soldaten," so fährt unser historischer Gewährsmann fort, „verschiedene kluge Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andere Höfe. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläuftige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß."

Nicht zu leben wissen, das ist ein Vorwurf, den man den deutschen Gelehrten von jeher gemacht hat. Mit wie viel Recht oder Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber entschieden protestiren müssen wir gegen die Ansicht, als wären die damaligen Männer der Wissenschaft so ganz unnütz und thörigt gewesen, als unser guter Herr von Loen uns weiß machen will.

Der Hochmuth und der Eigensinn zu denken, zu lehren und zu leben, von denen unser Autor spricht, sind Dinge, die dem sogenannten lateinischen Volke zur Ehre und nicht zur Schande gereichen, denn es documentirt sich darin nichts anderes, als das schöne Element der geistigen

Freiheit, das im Stolze seines Bewußtseins von jeher der Feind alles Kamaschendienstes und aller sterilen Subordination gewesen ist. Wie streng diese zu jener Zeit am preußischen Hofe aber geführt und gehandhabt wurden, das ist zur Genüge bekannt. Man weiß, daß das Leben an demselben fast ein immerwährender Wachtdienst war. Da geschah Alles auf Ordre, auf Tagesbefehl, auf Rücksicht der Disciplin. Jede Miene, jeder Schritt, jedes Wort wurde kommandirt. Das Lächeln, der Athem, der Schlag des Herzens hatten ihre Parole. Eine freie Regung, eine selbstständige Überzeugung, eine eigene Ansicht hegen, das hieß sich des Hochverraths, des Majestätsverbrechens schuldig machen. Pariren, nicht raisonniren! Das gab die große Maxime der preußischen Monarchen ab, die sich bei ihnen vererbt hat, wie ein Muttermaal, welches die Zeit zwar verwischt, aber nicht ausgelöscht hat. Noch jetzt bildet es das innerste Geheimniß ihrer Staatskunst, welche auf die politisch ganz richtige Prämisse basirt, daß sich eine Regierung nur durch das behauptet, durch was sie entstanden. Entstanden ist die Regierung der Hohenzollern durch Militairgewalt, nur durch Militairgewalt kann sie sich behaupten. Wie sie sich ihr Reich, ihre Krone, ihr europäisches Ansehen durch das Schwert erworben, so vermag sie auch nur durch das Schwert sich das Alles zu erhalten. Sei dies nun nach Innen oder nach Außen der Fall. Das Schwert ist das entscheidende Gewicht in der Waagschale der Könige von Preußen, die sich dazu erhoben in einer Zeit, in

welcher, wie der ältere Segür, auf den wir uns hier noch oft zu berufen haben werden, sagt „der Degen fast allein zum Grabstichel der Geschichte diente.“*)

Es war dies dieselbe Zeit, von der Montesquieu schrieb: „Es hat sich jetzt eine neue Krankheit über Europa verbreitet, die alle unsere Fürsten ergriffen und sie eine große Zahl zusammengeraffte Truppen unterhalten läßt, die fortwährend im Wachsen ist. Denn sobald der eine Staat sie vermehrt, vermehrt sie auch der andere, wodurch nichts, als der allgemeine Ruin gewonnen wird.“

Bei diesem allgemeinen Ruin konnte nur ein Staat gewinnen, der von Hause aus, so militairisch organisirt war, wie der preußische, der in dieser Epoche berühmt wurde durch jene „herrliche Zucht,“ von der Herr von Loen, wie wir gesehen haben, rühmt, daß sie „Leute“ macht. Diese Leute, d. h. die Soldaten, die Friedrich Wilhelm dem Ersten Politik, Liebhaberei, Luxus, Feste und glänzende Schauspiele ersetzten, gestalteten sich unter seinem Sohne Friedrich dem Großen zu jener siegreichen Armee, die ihm Schlesien eroberte, die Franzosen, die Russen, die Oestreicher und die Sachsen schlug, aber zugleich auch in gewisser Beziehung die Last und die Geissel des Landes ausmachen half. Da waren immer Requisi-

---

*) „L'épée pouvait presque seule servir de burin à l'histoire.“

(Histoire des principaux évènemens du règne de Fred. Guill. II.)

tionen, Aushebungen und Steuern, da gab es immer neue Auflagen, neue Gefälle und Abgaben, welches freilich Alles, wie Segür mit Recht bemerkt, weniger unerträglich erschien, weil es immer dazu benutzt wurde um den Ruhm, das Territorium und die Bevölkerung zu vergrößern. Die Erschöpfung und die üble Nachwirkung zeigte sich erst, als die Friedensbestimmungen dauernd und dem großen Könige die letzten Mußestunden seines Lebens durch jene triste Weltansicht verbittert wurden, deren Ausdruck in dem Seufzer, daß er müde sei über Sclaven zu herrschen und in dem Wunsche bei seinen Hunden begraben zu werden, hinlänglich abgeprägt zu finden ist.

Nachdem der Krieg beendet, die Schlachten gewonnen, sehnte sich Friedrich, dem das Studium, wie man sagt, eine Erholung von seinen Siegen und Staatsgeschäften war, nach einem Genossen seiner kühnen und freisinnigen Philosophie. In seinen Ideen erfaßt, in seinen Gedanken begriffen, wollte er sein. Verständniß, Wissen, ein großes Herz wünschte er aufzufinden. Aber wo war das in seinem Staate? Sein Staat bestand aus Soldaten. Die Gemeinen vergötterten ihn, die Offiziere folgten ihm blindlings, die Generale wußten seine Befehle auf das Prompteste auszuführen. Kämpfen, streiten, den Feind überwinden, das konnte er mit ihnen; außerdem vielleicht auch noch mit ihnen speisen, Zoten und derbe Witzworte machen, aber denken, fühlen, empfinden, das konnte er nicht mit ihnen. Da stand er allein; da sah er sich einsam auf seinem Schlosse zu Sanssouci. Der Freund,

der Gelehrte, der Dichter fehlte ihm. Er verschrieb sich Voltaire. In Preußen selbst fand er keinen, weil eben jene herrliche Zucht, die, wie wir sahen, Herr von Loen so verschwenderisch zu loben wußte, sie vertrieben, unterdrückt oder scheu gemacht hatte. Wie König Philipp im „Don Carlos" von Schiller, so seufzte Friedrich nach einem Menschen mit freier, großer Seele. Nach einem von jenem lateinischen Volke, seufzte er, nach einem mit dem Eigensinn zu denken, zu lehren und zu leben, nach einem mit dem Stolz und dem Hochmuth des Pedanten. Nichts als Soldaten, fand er, die Leute jener herrlichen Zucht. In der Verzweiflung darüber verfiel er in die traurige Hypochondrie, die wir den letzten Abend seines Lebens umschleiern sehen. Sein Dasein verfinsterte sich, sein Tod war elend.

Friedrich Wilhelm der Zweite, der diesem Helden folgte, ihn aber nicht ersetzte, war einst von dem Verstorbenen nach Ausführung einer schwierigen und gefährlichen Kriegsoperation umarmt und mit den Worten belobt worden: „Ihr habt die Sache so gut gethan, daß ich selbst sie nicht hätte besser machen können. Darum sehe ich von nun an in Euch nicht mehr meinen Neffen, sondern meinen Sohn."

Diesen durch den feierlichen Akt gleichsam adoptirten Sohn aber vernachlässigte Friedrich bald, nachdem er Frieden geschlossen, weil er in ihm keinen Geist, sondern eben auch nur einen gewöhnlichen Soldaten fand. Den Ruhm, niemals sein Wort gebrochen zu haben, schlug er

so hoch nicht an, als das Volk, daß ihn bei seiner Thronbesteigung begrüßte, wie man das Glück, das Heil, den Segen begrüßt. Wie der vierzehnte und fünfzehnte Ludwig, wie Friedrich August, so wurde auch Friedrich Wilhelm der Zweite, der Vielgeliebte geheißen. Das Jahrhundert dieser Könige war trunken von Überschätzung, Ruhmrednerei und blindem Enthusiasmus. Die kopflose Vergötterung schwacher oder lasterhafter Monarchen ist das Verdammungsurtheil, das es sich selbst vor dem Richterstuhle der Nachwelt gesprochen. Denn nur eine schlechte, verdorbene Zeit konnte Regenten mit jener Liebe und Begeisterung überschütten, die Johannes Müller ohne Zweifel zum größesten Theile mit in jenen „Pöbel der Könige" einbegriffen haben würde, von welchem er in seinen vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte spricht.

Über Friedrich Wilhelm II. speziell sagt Segür in der Einleitung zu dessen Geschichte, indem er ihn mit seinem Oheim vergleicht: „Der Eine ließ unserem Jahrhundert einen berühmten Namen, der Andere hat darin nichts als eine hohe Stelle bekleidet. Der Erste hat große Dinge verrichtet, der Zweite solchen nur beigewohnt. Nichts destoweniger sind sie geeignet unsere Aufmerksamkeit in gleichem Grade in Anspruch zu nehmen, denn alle Beide haben Einfluß auf die Geschichte Europa's gehabt dieser vermöge seines Genies und jener durch seine Schwäche."

„Friedrich Wilhelm II.," heißt es weiter, „der Erbe der Macht Friedrichs des Großen, aber nicht seines

Ruhmes, hatte von seinem Oheim alle Anleitungen für den Thron, nur nicht das Talent sie zu benutzen, erhalten können. Als Militair in der besten Schule gebildet, ist er doch durchaus Soldat ohne Genie, der den Krieg ohne Methode und Erfolge führt; umgeben von klugen Ministern, welche eingeweiht in alle Pläne seines Vorgängers sind, bringt er nichts desto weniger fast ganz Europa durch seine Politik in Verwirrung, erschöpft sein Land durch große Rüstungen, macht sich Feinde durch seine Drohungen und schreckt die Freunde durch seine Veränderlichkeit ab. Aufgestachelt durch seine Eitelkeit, zurückgehalten von seiner geistigen Trägheit, in Fesseln geschlagen durch kindischen Aberglauben und entnervt von sinnlichen Ausschweifungen, bringt er nichts von alle dem in Ausführung, was vorzunehmen er sich vorgesetzt, vollendet er nichts, was er begonnen. Nachdem er der Reihe nach fast alle europäischen Mächte in den Erwartungen über ihn betrogen oder irregeführt, begünstigt ihn das Schicksal, dem es oft die genauesten Berechnungen der Politik zu täuschen beliebt, in einer solchen Weise, daß seiner Schwäche, mitten in einer Zeit, in der die Leidenschaften bis auf's Höchste entflammten, ein Resultat gelingt, welches kaum die Frucht der geschicktesten Beherrschung aller Umstände hätte sein können. Er vergrößert seine Staaten und stirbt, seinem Königreich einen Frieden hinterlassend, den die ganze damalige Welt nicht besaß."

„Nie," fährt der genannte Historiker fort, „sah man

so viel gefaßte Entschlüsse, aufgegeben, so viel schöne Hoffnungen vereitelt, so viel glänzende Namen verdunkelt. Nie entflammte der Fanatismus der Religion und der Freiheit in helleren Flammen, nie wurde mehr Blut vergossen, mehr Glück zerstört, mehr Leben geopfert. Der Brand war um so erschreckender, je länger die Ruhe gedauert hatte, die ihm vorangegangen. Jedes Jahr sah man abwechselnd die Könige Europa's Frankreich mit dem Schicksale Troya's bedrohen und Frankreich dagegen die festesten Throne des Auslandes erschüttern und stürzen. Gewiß ist es bemerkenswerth, daß im Schooße dieser allgemeinen Umwälzung, dieser Folge von blutigen Schlachten, mörderischen Belagerungen, raschen Eroberungszügen, dieser weltumfassenden Revolution, wir sagen: gewiß ist es bemerkenswerth, daß inmitten des Umsturzes aller Stände, aller Grundsätze, aller Mächte und Dynastieen ein Militairkönig zu schildern bleibt, der, dem Ruhme abgewandt, in tiefem Frieden zwischen den Vulkanen schlummert, die ihn umringen, seine abgeschwächte Einbildungskraft den phantastischen Gaukeleien der Illuminaten überliefernd, sich durch die Träume des Aberglaubens und die Reize der Wollust leise in das Grab führen läßt."

Diese Schilderung muß um so auffallender erscheinen, als man sich dabei zu erinnern hat, daß Preußen eigentlich nur durch seine Armee zu einer Macht ersten Ranges geworden und daß, wie Segür bemerkt „in dem Gleichgewicht der Politik Alles entschieden wird durch die Wucht des Schwertes und durch die Größe des Heeres."

Mirabeau in seiner „geheimen Geschichte des preußischen Hofes,“ sagt bei Gelegenheit des Eides, den die preußische Soldateska dem Könige zu leisten hatte: „Das ganze kriegerische Schauspiel, diese Haufen Soldaten, welche vom frühen Morgen an die Straßen füllen, die Eilfertigkeit, mit der sie schwören müssen, das Alles zeigt nur zu sehr daß Preußen ein rein militairischer Staat ist und daß Friedrich Wilhelm II. sagt: „Ich bin vorzüglich der König der Armee und setze mein ganzes Vertrauen auf sie, weil ich ohne sie vielleicht kein Reich habe.“

„Ich bin überzeugt,“ fügt der Verfasser jener berühmt gewordenen Briefe, die Segür, wie uns scheint, ein wenig zu geringschätzig als eine bloße Schmähschrift bezeichnet, hinzu „ich bin überzeugt, daß diese ganze militairische Form unter der neuen Regierung gar sehr gemildert werden wird.“

Gemildert aber wurde sie nur in so weit, als das Nichtvorhandensein eines Feldherrngenies es zur Nothwendigkeit machte. Während Friedrich der Große nach dem Urtheile aller Strategen in seinen Vertheidigungskriegen eben so viel kluge Berechnung, als Kühnheit in seinen Angriffskriegen zeigte, bewies Friedrich Wilhelm II. von allem dem nichts. Seine Operationen in Polen gegen Kosciusko, so wie sein Zug gegen Frankreich geben Belege dazu. Ueberall erlitt er Niederlagen, überall documentirte sich der Mangel an Ueberblick, an kriegerischer Energie, an Entschlossenheit und rascher Beobachtungsgabe. Die Ländereien, die sein großer Vorgänger erworben und wo-

für ihn, wie es in den Bemerkungen zum Leben Friedrichs II. heißt, die Moral verdammt, aber die Diplomatie entschuldigt, würde er unter anderen Umständen kaum behalten haben. Daß er jedoch neue Erwerbungen dazu machen konnte, geschah nur vermittelst jener „politischen Perfidie", welche er im Einverständnisse mit Katharina II. gegen das unglückselige Polen beging. — Trotzdem er diesem Reiche in einem Vertrage von 1790 feierlich angelobt hatte, wie es dort im 6. Artikel heißt: „daß, wenn irgend eine fremde Macht es sich einfallen lassen sollte, sich in die inneren Angelegenheiten der Republik, sei es unter welchem Vorwande es immer wolle, einzumischen, der König von Preußen zuerst im Guten davon abmahnen, aber im Falle dies keine Folge hätte, bezugs der bestehenden Vereinigung zwischen dem Wahlreiche und ihm, zum *thätlichen* Abweis dessen aufstehen werde," wir sagen, trotzdem er dies feierlich angelobt, verbündete er sich 1792 mit der *russischen Kaiserin* zur widerrechtlichen Theilung des Landes, das er zuvor zu schützen versprochen.

Es ist hier nicht der Ort, diese That in ihrem ganzen politischen Umfange zu würdigen, wir erwähnen sie nur, weil sie beweist, daß Friedrich Wilhelm II. als König den Ruhm, welchen er als Prinz von Preußen, *also als* präsumtiver Thronerbe besaß, sein gegebenes Wort nie gebrochen zu haben, ganz und gar nicht behauptet hat, und daß sein großer Oheim im Rechte war, auf dieses Lob überhaupt wenig Bedeutung zu legen. Während

dieser die Zügel der Regierung im achtundzwanzigsten Jahre, also in einem Alter ergriff, das dem sinnlichen Genusse sich gewissermaßen naturgemäß zugeneigt zeigt, ergriff sie jener im zweiundvierzigsten, also in einer Lebensepoche, wo der Verstand als der Beherrscher der Leidenschaften angenommen werden darf. Dennoch war er nicht im Stande den Ausschweifungen zu entsagen und sich wie jener mit seinem Ruhme zu beschäftigen.

Zu Anfang seiner Regierung zwar schien es, als wollte er diesem Leben entsagen, das ihn Friedrich dem Großen verächtlich gemacht. Die Strenge, mit der ihn dieser behandelt, und die Kargheit, mit der er ihn ausgestattet hatte, ließ ihn kurz nach dessen Tode den Ausspruch thun: „Ich habe allein gelitten, nun will ich allein auch herrschen.“

Wirklich zeigten seine ersten Maaßnahmen auch den guten Willen dazu. Mirabeau schreibt unter dem 29. August 1786: „Der König scheint seinen Gewohnheiten entsagen zu wollen, was die Sache ohne Zweifel sehr hoch anfangen heißt. Er ist drei Mal nach Schönhausen gefahren, ohne Fräulein von Voß zu sehen. Nicht eine Spur von Verliebtheit hat er gezeigt, kein weibliches Busentuch hat er berührt, seitdem er den Thron bestiegen. Ein Vertrauter seiner menschlichen Schwachheiten hat ihm gerathen, nach Charlottenburg zu gehen, aber er erwiderte ihm: nein, alle meine alten Bekanntschaften sind da. Er legt sich um zehn Uhr zu Bette und steht um vier Uhr wieder auf. Er arbeitet über-

mäßig und gewiß nicht ohne Anstrengung. Wenn er ausdauert, wird er das einzige Beispiel sein, fast dreißigjährige Angewohnheiten abgelegt zu haben." Aber schon am 4. October desselben Jahres heißt es weiter: „Es scheint erwiesen, daß die alten Gewohnheiten den Sieg davon tragen und der König nie etwas anderes werden wird, als was sein scharfsichtiger Oheim vorausgesehen. Unmöglich kann man sich vorstellen, wie groß bei den inneren Hausangelegenheiten Unordnungen und Zeitverschwendung sind. Die Bedienten fürchten seine Hitze, sind aber die Ersten, welche seine Unfähigkeit lächerlich machen. Kein Papier ist in Ordnung; kein Memoire bezeichnet, kein Brief wird persönlich eröffnet, und keine menschliche Macht würde ihn zwingen, vierzig Zeilen hinter einander zu lesen. Der Sturm der Leidenschaft und die äußere Trägheit sind in ihm vereinigt." Am 24. October meldet der neununddreißigste Brief: „Ich fange mit einer ganz sicheren Anekdote an, die mir mehr als einen völligen Aufschluß über die neue Regierung ertheilt. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen den 29. August im achtzehnten Briefe schrieb: Der König scheint sich von allen Angewohnheiten los zu machen. Er geht Abends um zehn Uhr zu Bette u. s. w. u. s. w.

Ich urtheilte damals wie jeder Andere dem Scheine nach. Freilich verschwand der König halb zehn Uhr, und jedermann glaubte, daß er zu Bette sei, indessen er im Innersten des Palastes bis tief in die Nacht hinein sardanapalische Feste feierte."

Was es aber für eine Bewandtniß mit seinem Alleinregieren hatte, das fand Mirabeau sehr bald heraus. In eben diesem Briefwechsel wird irgendwo gesagt: „Friedrich der Zweite, der so ganz eigentlich zum Befehlen geboren war, hat niemals Furcht gezeigt, geleitet zu werden. Er war gewiß, es nicht zu sein. Friedrich Wilhelm der Zweite zittert davor und ist es doch."

In einem wie hohen Grade dies der Fall gewesen, bezeugen das Regiment Bischoffwerder's und Wöllner's, den man bezeichnender Weise den „kleinen König" nannte. Diese beiden waren allmächtig zu jener Zeit, und ihnen mußte auch der einzige geniale Staatsmann des damaligen Preußens, der Graf von Herzberg, weichen, welchen Friedrich Wilhelm II. im ersten guten Anlauf seiner Regierung mit allen Ehren und seinem ganzen Zutrauen beschenkte.

Die Berlinischen Jahrbücher sehen noch im Jahre 1788 die größesten Hoffnungen für Preußen in diesem Akte des neuen Monarchen. „Seine erste Königshandlung", heißt es darin enthusiastisch, „athmete gleich den Geist, den wir an unserem vielgeliebten Könige verehren. Belohnung und Ermunterung wahrer Verdienste; der Herr Graf von Herzberg, in dem Europa einen seiner ersten Staatsmänner erkennt, empfing von des Königs Majestät in der ersten Stunde der Regierung den großen schwarzen Adlerorden. Wer bemerkt hier nicht die erhabene Seele unseres geliebten Monarchen, wenn er bei der tiefsten Empfindung des Schmerzes über den unwiederbring-

lichen Verlust schon Verdienste zu belohnen strebt? — Wer sieht nicht hierin schon auf ihm den großen Geist seines erlauchten dahingeschiedenen Onkels ruhen? Wir überlassen es Jedes eigenem Gefühl, eine Vergleichung in dieser Absicht zwischen unserm König und seinem großen Vorgänger anzustellen. Uns dünkt es ein charakteristischer Zug eines großen Geistes zu sein, wenn selbst der gerechteste Schmerz nicht die Empfindungen geprüfter Verdienste unterdrückt. Es setzt dies die geschärfteste Beobachtung und innigste Ueberzeugung derselben voraus, welche denn auch nicht durch die heftigsten, obgleich der menschlichen Seele eigenen Leidenschaften verdunkelt werden kann."

Wie der Probst Teller nachmals in der Predigt zum Gedächtniß Friedrich Wilhelms II. diesen wegen des Religions-Edikts in Schutz nahm, und sehr komischer Weise von ihm meinte: „Es kann mit Wahrheit von ihm gesagt werden, daß er Alles, was zum Glücke seiner Unterthanen gereichen konnte, nach seinem freundlichen Sinn wollte, insoweit es ihm nicht verborgen blieb, oder er sonst durch mannigfache Umstände, von welchen der Mächtigste auf Erden, abhängig bleibt, nicht daran verhindert wurde; und also auch (welches hinzuzusetzen die Unpartheilichkeit mir besonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn seine Verfügungen, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Religion, bald mißverstanden, bald übertrieben, und noch öfterer von falschen Eiferern oder von irregeleiteten Schwärmern oder arg-

listigen Heuchlern gemißbraucht wurden.“ Wir sagen, wie Probst Teller den König wegen des Religions-Edikts zu entschuldigen wußte, ebenso haben auch die Berlinischen Jahrbücher in dem oben angeführten Auszuge das durch Ausschweifungen stumpf gewordene Wesen Friedrich Wilhelms auf das Glänzendste und Beste auszudeuten verstanden. Leider aber hatte die Sache einen anderen Grund. Seit langer Zeit durch das Mißtrauen seines großen Oheims aus dem Staatsrathe und von allen Regierungssachen entfernt, fühlte der neue Monarch in dem ersten Moment seiner Thronbesteigung sehr wohl, daß seine Hand nicht geübt sei, die Zügel der Regierung zu halten. Es mußte ihm daher nahe liegen, die Minister anzuerkennen, die dazu beigetragen hatten, die Herrschaft seines Vorgängers zu verherrlichen. Der Graf von Herzberg, der die Seele des alten Cabinettes war, muß, wenn als ein einseitiger, doch jedenfalls zugleich auch als ein gewiegter Politiker angesehen werden. Das Unglück seiner Staatskunst bestand in dem Irrthum seiner Ansicht, nicht aber in seiner Fähigkeit. Der höchste Gesichtspunkt seiner Verwaltung der Monarchie nach Außen bestand in dem Verlangen, Holland als „Brücke zu gebrauchen, um eine Verbindung Preußens mit England zu Stande zu bringen, und auf dieselbe ein Schiedsrichteramt Preußens über das mittlere Europa zu gründen.“

Im Verfolg dieser Richtung und nach der damaligen Lehre von dem Gleichgewicht der Staaten erzeugte sich jenes merkwürdige Bündniß, das Preußen vereinigt mit

England zur osmanischen Pforte führte, um dem mit Rußland und Frankreich verbundenen Oesterreich gegenüber zu treten. J. G. Woltmann und K. A. Menzel schreiben in der Fortsetzung von „Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte" sehr richtig darüber: „Die Theorie war nicht unbedingt falsch, sie hatte aber den Fehler, daß sie ein der Wirklichkeit ähnliches Bild für die unmittelbare und vollständige Wirklichkeit selbst nahm. Die Wahrheit bestand in der richtigen Thatsache, daß zwischen mehreren Staaten natürliche, durch Stammgenossenschaft, Nachbarschaft oder Handelsgemeinschaft gegebene Bundesverhältnisse Statt finden, und in der durch mehrfache Erfahrungen bestätigten Wahrscheinlichkeit, daß die Eroberungspläne mächtiger Reiche durch die vereinte Entgegenwirkung kleinerer Staaten vereitelt, dem Geringsten durch die Theilnahme aller andern seine Rechte gegen die Größten gesichert werden können. Aber diese Wahrheit wurde dadurch vermindert, daß man die höheren geistigen und geschichtlichen Elemente der Völkerverbindung ganz außer Acht ließ, und nur materielle Verhältnisse in Anschlag brachte; sie wurde verkünstelt, indem man allzu entfernte Beziehungen beobachtete und die wirkenden und gegenwirkenden Kräfte, die Gewichte und Gegengewichte so vervielfältigte, daß die Waage Europa's zu einem höchst zusammengesetzten Kunstwerke wurde, dessen Schwebe bei der geringsten Berührung seiner Gewichte in's Schwanken gerieth, und nur durch ein äußerst verwickeltes Zusammenwirken wieder hergestellt werden konnte. Allerdings

mochte dieses Zusammenwirken zuweilen gelingen; gewöhnlich aber mußte es fehlschlagen, weil es nicht auf die Natur der Dinge, sondern auf künstliche, oft ganz eingebildete Berechnungen begründet war. Selbst die natürlichen Verbindungen versagen zuweilen ihren Dienst, und Freunde, Nachbarn und Brüder lassen einander im Stiche; um wieviel nichtiger war die Voraussetzung, daß die Staaten und Völker über den jedesmaligen Stand eines bloß durch Gedanken und Voraussetzungen bestimmten Gleichgewichts sämmtlich gleiche Ansichten fassen und sämmtlich geneigt sein würden, für die Erhaltung oder Herstellung desselben große Anstrengungen zu machen. Es entging den Staatsweisen dieser Schule, daß das wirkliche Verhältniß der Völker ein weit anderes, als das an jenem eingebildeten Wagebalken hangende ist, und daß in der Weltgeschichte, wie im Leben nicht todte Gewichte und Gegengewichte, sondern lebendige, und eben darum nicht wie Zahlen zu berechnende Kräfte mit einander verkehren. Aber gegen die Macht eines Gleichnisses, welches herrschenden Zeitansichten zusagte, schien selbst die Erfahrung ihre Kraft verloren zu haben. Umsonst sah man, wie das in der Gleichgewichtslehre dem rechten Arme Rußlands als Hemmniß angelegte Schweden, trotz der Türken, die Rußlands linken Arm festhalten sollten, politisch vernichtet worden war; wie im siebenjährigen Kriege die Türken keine Hand gerührt hatten, um den Druck Oesterreichs und Rußlands auf Preußen zu hindern; wie Frankreich zwar, jener Lehre gemäß, im

österreichischen Erbfolgekriege mit Preußen gegen Oesterreich gestanden, bald darauf aber, im siebenjährigen, mit Oesterreich gegen Preußen gekämpft; wie Polen, unter Theilnahme derselben Mächte, mit denen in einer Waagschale gegenüber der Russischen schwebte, zum Vortheile des letzteren zerstückt worden war; wie Oesterreich, das im Jahre 1772 nahe daran gewesen war, zur Erhaltung der Türken gegen die Russen das Schwert zu ziehen, jetzt mit den Russen verbündet, gegen die Türken im Felde stand; und wie so eben Schweden, in seinem Verzweiflungskampfe gegen Rußland, von den Genossen seiner Waagschale völlig der eigenen Kraft überlassen ward."

Geben wir einerseits mit diesem Gemälde einer politischen Idee, wie sie Herzberg hegte, nun auch ganz und gar den Irrthum zu, in dem er damit befangen, so müssen wir auf der anderen Seite doch erwähnen, daß derselbe genügende Ansprüche auf Nachsicht dadurch gewinnt, daß dieser Irrthum „aus einer, damals allgemein für unzweifelhaft gehaltenen, durch Friedrichs Staatskunst gleichsam geheiligten Lehre floß, und mit der wichtigen, ihm eigenthümlich zugehörigen Ansicht, zum Wohle Preußens Polen als ein selbstständiges Reich zu erhalten, Hand in Hand ging."

So lange Herzberg am Ruder des Staates war, wurde gegen die Republik auch ehrlich verfahren. Erst nach seinem Rücktritte (im Sommer 1791) erfolgte jene „politische Perfidie", von der wir schon gesprochen. Unter seiner Leitung würde sie unmöglich gewesen sein, und

wie bekümmert und erschreckt er darüber war, das beweist sein mehrfach in den Verwickelungen des Jahres 1794 wiederholtes Anerbieten, das Präsidium des Cabinettes wieder zu übernehmen. Er sah in dem Untergange Polens das entschiedenste Uebergewicht Frankreichs, und für Preußen die größesten Gefahren. Im Unmuth und in der Sorge darüber schrieb er drei Mal an den König die rührendsten Briefe, erhielt aber darauf nichts, als ein paar karge Worte der Härte, die wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen haben, seinen Tod, der am 27. Mai erfolgte, zu beschleunigen.

Friedrich Wilhelm II, welcher 1790, nach dem Congresse zu Reichenbach, zwar die mystische Erklärung abgab: „daß der Wechsel seines politischen Systemes bedingt worden, durch geheime Motive von höchster Wichtigkeit, aber von solcher Natur, daß sie nur den Augen der Nachwelt entschleiert werden könnten," Friedrich Wilhelm II. hatte, im Grunde genommen, gar keine Ahnung von einem politischen System. Dazu war er viel zu beschränkt, viel zu lässig, viel zu wenig ein Staatsmann. Die obige Publikation, in deren innersten Falten der Absolutismus wie ein lächelndes Geheimniß liegt, das die Nation ignorirt, und in dem triumphirenden Bewußtsein seines von Gottes Gnaden nur dem Allmächtigen Rechenschaft über seine Thaten schuldig zu sein glaubt, wir sagen: die obige Publikation war nichts als ein Erlaß der bloßen Verlegenheit, wie wir deren oft in der Geschichte begegnen.

Friedrich Wilhelm II., der sich noch eben mit großem militairischen Pompe nach Schlesien begeben und die Grenzen Oesterreichs bedroht hatte, schloß Frieden und verwarf die Herzbergische Politik, nicht weil er ihre Fehlerhaftigkeit erkannte, sondern weil er, wie Segür sagt, Abscheu vor den Anstrengungen eines Krieges und große Neigung für seine ausschweifenden Sinnenvergnügungen empfand. Unter dem Jubel seines von der Furcht neuer Kämpfe befreiten Volkes, zog er nach Hause, um sich von da an ganz den Händen Wöllner's, Bischoffwerder's und der übrigen Illuminaten zu überlassen.

Diese umspannen ihn mit so viel Intriguen, Gaukelspielen und bösen Ränken, daß darinnen die wenigen guten Eigenschaften und geistigen Fähigkeiten, die er besaß, fast ganz zu Grunde gingen. Die ihm angeborene Gutmüthigkeit, die Bonhomie seines Wesens wurde zur Schwäche, seine Religiösität zum Aberglauben, seine Neigung sich von Anderen leiten zu lassen, zur unverzeihlichsten Verblendung in Hinsicht auf seine Umgebung. Alles, was sie that, fand er recht und gut. Er hatte keinen Willen, keine Macht, keine Ueberlegenheit. Er fügte sich in alle Pläne, die man ihm empfahl, in alle Vorschläge, die man ihm machte, in alle Befehle, die man ihm unterschob. Die davon am meisten berüchtigt gewordenen sind die Religions- und Censur-Edikte, die dem Gewissen, wie dem Geiste seiner Unterthanen den verabscheuungswürdigsten Zwang auferlegten.

Wie oft in der Historie, so bewahrheitet es sich auch

hier wieder, daß sich die Contraste begegnen, oder vielmehr, daß der eine den andern erzeugt. Friedrich der Große, der da gesagt, „daß Jeder auf seine Weise selig werden", und „Zeitungen, wenn sie interessiren sollen, nicht genirt sein dürfen," hatte in seinem Neffen den Nachfolger gefunden, der von alle dem gerade das Gegentheil dachte. Mit grausamer Sorgfalt erwies er sich beflissen, den Gedanken in Fesseln zu schlagen, und unter den Druck des nichtsnutzigsten Zwanges zu legen. Nicht verwundern darf es uns darum auch, daß wir ihn selbst später der Rache fast der gesammten Literatur ausgesetzt finden. Die Epigramme, die Satyren, die Pamphlete regneten auf ihn und sein Andenken herunter, das in den preußischen Annalen gravirter dasteht, als es manche Schul-Compendien einräumen wollen, in deren Kapiteln sich die historische Kritik noch immer unter dem Einflusse jenes Erlasses zu befinden scheint, der unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. die Politik in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwies. Aber schon Plutarch sagt, was er eigentlich dem Plato entnommen: „Es scheint in der That gefährlich, sich einem Staate, in welchem Beredsamkeit und Dichtkunst blühen, verhaßt zu machen. Minos wurde ihn auf den attischen Theatern geschmäht. Es half ihm nichts, daß Hesiodus ihn den trefflichsten König nannte und Homer den Gesellschafter Jupiters. Die tragischen Dichter haben mehr Gewicht gehabt und ihn von der Bühne herab als einen bösen und gewaltsamen Regenten verschrieen."

Wurde Friedrich Wilhelm II. nun auch gerade nicht durch die tragischen Dichter verschrieen, so thaten es in Preußen zum Theil die komischen. Es existiren Possenspiele, darunter z. B. eines: „Der klägliche König" genannt, welche ihn auf die härteste Weise geißeln. Richtiger und ernster jedoch haben ihn manche verdienstliche Geschichtswerke beurtheilt, darunter vor allem das schon mehrfach angeführte von dem älteren Segür, der bei Gelegenheit der beiden angegebenen Edikte sagt: „Die politischen Fehler dieser beiden Erlasse, deren Inhalt so ganz und gar ihren Titeln widersprach, darf nicht verhindern, Friedrich Wilhelm diejenige Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, die er verdient. Alle seine Absichten und Schritte in der ersten Zeit seiner Regierung waren weise, wohlthätig und rechtschaffener Art."

Vor allem ist hierbei zu erwähnen, daß er wie ein ehrlicher Mann damit begann, seine Schulden zu bezahlen, Handel und Gewerbe zu erleichtern, die deutsche Kunst und Wissenschaft zu begünstigen.

Der alte gute Vater Gleim, der von Friedrich dem Großen nicht die Anerkennung erlangte, die er verdiente und welche er der deutschen Literatur überhaupt zugewendet zu sehen wünschte, schrieb unter dem 23. August 1786 aus Halberstadt an den Nachfolger des großen Helden:

„Sire! Unter den Millionen von Menschen, welche mit Hoffnung auf Ew. Königl. Majestät glorreiches Leben über den erlittenen Verlust sich trösten, befindet sich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommenen Cha-

rakter eines preußischen Grenadiers, welcher in den unvergeßlichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang, und glaubliche Fabeln dichtete dem königlichen Neffen.

Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf, mit dem heißesten Wunsche seines patriotischen Herzens, zuvorzukommen den Millionen der Hoffenden; er forschte den Augenblick aus, in dem er es wagen dürfte, dem sorgenvollen Landesvater unter die Augen zu treten und ihm zu sagen: Es hätten unter Friedrich dem Einzigen nur allein die deutschen Musen geklagt; sie hätten in ewigen Gesängen ihn singen wollen; Er hätte mit seiner Liebe zu den ausländischen Musen die Muse des Vaterlandes beinahe zum Stummsein gebracht; die Zeiten des Einzigen würden gewesen sein, wie die goldenen Sprachzeiten Alexander's, August's, Leo's, Karl's und Ludewig's; Ew. königl. Majestät aber hätten die Vorsehung aufbehalten, das sechste Weltalter der Musen zu stiften.

Erlauben Ew. königl. Majestät in höchsten Gnaden dem wahrheitliebenden alten Manne, der nie geschmeichelt hat, zu sterben in dieser Hoffnung."

Der König antwortete ziemlich einsylbig aber freundlich darauf:

„Würdiger, lieber Getreuer! Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben vom 23. dieses mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei mir redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen

ihr Beschützer sein werde, wenn sich alle deutsche Dichter bemühen, Euch zu gleichen, und, jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert."

Auch beschäftigte er sich in der That zu Anfang mit den Instituten für Kunst und Wissenschaft auf eine sehr angelegentliche Weise. Er gab Berlin sogar ein National-Theater, das am 5. December 1786 in Gegenwart des Königs den deutschen Musen geweihet wurde. — „Mein Ziel ist, sagte er damals, den Frieden mit meinen Nachbaren zu hüten, ihren Ehrgeiz niederzuhalten, keine ungerechten Kriege zu beginnen, im Heere die genaueste Disciplin zu heischen, von der mir gewordenen Gewalt keinen Mißbrauch zu machen, Gerechtigkeit zu üben und nicht zu dulden, daß irgend einer meiner Unterthanen den geringsten Druck zu fühlen habe."

Was er von alledem gehalten, ist leider bekannt. — Ségür, um dessen Urtheil ganz zu geben, schreibt: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß der erste Eifer, mit dem Friedrich Wilhelm zu herrschen begann, ausgehalten hätte. Der Geschichtsschreiber würde alsdann eine angenehme Pflicht zu erfüllen und nur Gutes zu melden haben, anstatt daß er im Verfolg der Sache, wie sie sich wirklich dargethan, gezwungen ist, dieser lachenden Aussicht zu entsagen, um mit Unpartheilichkeit das traurige Gemälde absoluter Erschlaffung, schimpflicher Sorglosigkeit und einer Schwachheit ohne Grenzen in schlüpfrigen Vergnügungen, Cabinets-Intriguen, Schatzvergeudung, blindester Ministerwahl, abgeschmacktester Leichtgläubigkeit,

knabenhafter Eitelkeit und der kopflosesten Unthätigkeit zu entwerfen. Die Thätigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit des großen Verstorbenen verschwand nach einer kurzen Anstrengung sie nachzuahmen auf immer. Der Muth dazu erkaltete so schnell wie der Körper des berühmten Vorgängers, und Preußen hatte nur zu bald die Muße gewahr zu werden, eine wie ungeheuere Leere dieser unsterbliche Geist zurückgelassen."

Da es nicht in unserer Absicht liegen kann, die einzelnen Fehlgriffe Friedrich Wilhelm II. herzuzählen, so begnügen wir uns anzuführen, was Mirabeau in seinem vierundsechszigsten Briefe schreibt: „Noch kein Reich — heißt es darin — ist dem Verfalle so geschwind nahe gekommen, als Preußen. Es wird auf einmal an allen Ecken untergraben, die Wege des Einkommens werden vermindert, die Ausgaben vermehrt, alle gesunden Grundsätze vernachlässigt, die Armee geschwächt, die kleine Anzahl guter Köpfe muthlos, und selbst diejenigen mißvergnügt gemacht, derenthalben man zuvor ein allgemeines Aergerniß gegeben hat. Fremde von Verdienst werden entfernt, und um den Schein zu haben, als herrsche man allein, ein Haufe Pöbels zusammengebracht. Diese letzte traurige Tollheit ist auch die furchtbarste Quelle des gegenwärtigen und künftigen Uebels."

Geben wir nun übrigens auch gern zu, daß Mirabeau, dem gleichsam die Revolution schon in allen Gliedern lag, die Dinge in einem etwas zu scharfen Lichte aufgefaßt hat, so muß hingegen doch ohne Zweifel eben

so billig eingestanden werden, daß die Zustände in Preußen wirklich trostlos geworden waren. Die Staats-Einkünfte, die Commerzien, die Abgaben und Accise-Verwaltungen geriethen in Verwirrung. — Zwar wurde das Caffee- und Tabacks-Monopol aufgehoben, letzteres jedoch auch 1797 schon wieder eingeführt, aber durch eine Accise auf Brot, Mehl und Getränke fast nur in einer drückenderen Weise ersetzt. Der Verfasser des Werkes: „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." sagt: „Allen Maaßregeln zur Aufhebung der Regie und des Caffee- und Tabacks-Monopols kann ich so wenig meinen Beifall geben, als der undankbaren Verstoßung des rechtschaffenen de Launay's, der von 1766 bis 1788 der Regie vorgestanden hatte. Waren viele seiner Unterbedienten Schufte, so konnte man sie fortjagen: daß aber der König seine noch uneingeweihten Hände an eine Finanzmaschine legte, die der weise Friedrich errichtet und zwanzig Jahre conservirt hatte, das war weder weise, noch durch zureichende Gründe motivirt."

Motivirt würde das eben nur geworden sein, wenn er die Mißgriffe und Irrthümer, die allerdings in diesem Staatshaushalte oder in dieser Regie vorhanden waren, durch wirkliche Verbesserungen und nicht durch neue und größere Fehler zu ersetzen gewußt hätte. Der erste und hauptsächlichste bekundete sich zunächst in der Entlassung tüchtiger und eingeübter Finanzbeamten, denen andere nicht sobald als Nachfolger gegeben werden konnten. —

La Haye de Launay wurde zur Untersuchung gezogen und später ohne Pension entlassen. Beguelin, der von ihm sagt: „daß er von seiner Amtsführung Rechenschaft gab, wie ein ehrlicher Mann, und daß ihm wahrscheinlich ein Gnadensold geworden wäre, wenn ihn sein Eigensinn nicht vermocht hätte, auf seine Entfernung aus einem Staate zu dringen, in welchem er sich gekränkt glaubte, erwiedert der Verfasser der „Vertrauten Briefe“: „daran that er sehr Recht, und der edle Stolz dieses Mannes zeugt von der Rechtlichkeit desselben. Dies hätte den schwachen König belehren sollen, daß er keinen alten, rechtschaffenen, von Friedrich gewählten und geschätzten Staatsdiener ohne Ursache verabschieden, sondern ihm die Direction der Accise hätte lassen sollen, die er besser wie der schwache Minister Werder geführt haben würde.“

Wenn man Seume, in der allerdings etwas zu hausbacken gefaßten politischen Ansicht, „daß das Heil des Staats zumeist auf einem guten Steuerkataster beruhe“, in gewisser Beziehung dennoch Recht geben muß, so ist damit die Quelle aller Zerrüttungen, die Preußen unter Friedrich Wilhelm II. erlebte, entdeckt. Vergrößert, und bis zum Strome, der Alles ruinirt, angeschwellt, wurde sie durch die Verschleuderung des großen, von Friedrich dem Einzigen zurückgelassenen Staatsschatzes. Die Verschwendung des letzteren geschah allerdings weniger durch Absicht, als vielmehr durch Unordnung, welche überhaupt das charakteristische Zeichen der ganzen Regierung war, und welche im Häuslichen so weit ging, wie die geheime

Geschichte des Hofes meldet, daß die Königin einmal im Winter zur Heizung ihrer Zimmer kein Holz besaß. Im Oeffentlichen documentirte sie sich besonders durch die Menge von Titeln und Standeserhebungen, die so haufenweise und verschwenderisch ausgetheilt wurden, daß ein witziger Kopf die Behauptung aufstellte, es werde in Zukunft weit leichter sein, einen Edelmann als einen vernünftigen Menschen in den preußischen Staaten zu finden.

Friedrich der Große, der als ächter Philosoph über diesem ganzen Flitterkrame gestanden, machte bekanntlich bei Gelegenheit der Beschwerde, daß er seine Ehrenzeichen Unwürdigen ertheile, die pathetische Raillerie: „Mein Orden ist wie die Gnade Gottes, ich gebe ihn ohne Verdienst.“

Friedrich Wilhelm der Zweite kehrte die Sache um, und machte ein railleuses Pathos daraus. Seine Bänder, Sterne und Adelsdiplome nahmen jenen lächerlichen Ernst der Würde an, den man ihnen auch neuerdings wieder zu geben den Versuch gemacht hat. Worin derselbe eigentlich besteht und seine Bedeutung findet, das zeigt am Besten jene Anekdote, die man von Friedrich Wilhelm dem Zweiten selbst erzählt. Als man diesem einmal sagte, daß Jemand mit dem, was er für ihn gethan, nicht ganz zufriedengestellt sein werde, gab er zur Antwort: Nun so muß man ihm noch das gelbe Band übersenden. Die Geschichte sagt, daß dieß geschehen und der Bebänderte von da Alles in Preußen vortrefflich befunden habe.

Wir aber, der wir leider nicht dasselbe von uns sagen können, und dies zur Genüge in dem Vorhergehenden dargethan haben, verlassen indeß die allgemeinen Zustände des Landes, um nun speziell auf diejenige Frau zu kommen, der das ganze Kapitel eigentlich gewidmet ist. Um sie in dem richtigen Lichte darzustellen, war vor Allem nöthig den historischen Hintergrund zu malen, aus dem hervor wir sie in den Vordergrund ihrer Zeit heraustreten sehen.

Weibliche Wesen wie die Gräfin Lichtenau eines ist, können ihre Stelle nur unter Regenten finden, wie sie das Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten vorzugsweise aufzuzeigen hat. Schwäche, Laster und thörigte Glanzsucht der Herrscher sind die Mittel, durch welche sie möglich werden. Darum finden sie darin auch hinreichenden Stoff zu ihrer Entschuldigung. Die Anklagen, die man gegen die Könige erheben muß, söhnen gleichsam mit ihren Maitressen aus, denn es ist ein Irrthum, daß die Letzteren den Verfall des Königthums verschuldet, sondern vielmehr dieser Verfall hat sie erst zur Folge gehabt. Sie sind das Resultat, nicht die Ursache, als welche sie kurzsichtige Historiker haben ausgeben wollen. Auch ohne die Maintenon und die Pompadour würde die französische Revolution entstanden sein. Die Thränen der armen La Vallière und das Lächeln der glücklichen Du Barry, was waren sie anders, als ein Thautropfen und ein Rosenblättchen, die in den Strom des Verderbens fielen, der dem Orkane des gewaltsamen Sturzes in rasender Eile zugewälzt kam.

Auch der Gräfin Lichtenau hat man in dieser Beziehung das größeste Unrecht gethan. Ist es schon wahr, daß sie dem Staate die erklecklichsten Summen gekostet, so fehlt man doch, wenn man ihr hauptsächlich allein den damaligen Verfall der preußischen Lande in Rechnung bringt. Sie that dazu eigentlich nichts als ihre gefällige Gunst, ihren Liebreiz, ihr leichtes Herz. Sie benutzte die allgemeine Verschwendung, um an sich zu bringen, so viel sie konnte, und übte den Einfluß, so viel er sich darbot. Große, entschiedene Thaten aber hat sie nicht zu verantworten. Sie hat keine Erlasse diktirt, keine Minister ernannt, kein Cabinet geleitet. Dazu, scheint es, besaß sie weder Kühnheit, noch Größe des Geistes genug. Sie beschränkte sich als eine ächte Deutsche auf das Haus, auf die kleine Welt des Gemüths, auf den Beutel mit Geld. Ruhm, Ansehen, geschichtlichen Namen begehrte sie nicht. Kein Ehrgeiz, keine Leidenschaft, keine Sucht nach Glanz führte sie Friedrich Wilhelm in die Arme. Die Gelegenheit, der bloße Zufall that es. Sie kam hinein wie im Traume. Sie war noch Kind, als sie Maitresse des Kronprinzen wurde. Kaum daß sie lesen, schreiben und rechnen konnte. Wie sollte sie also zu Plänen, zu Absichten, zu Alles beherrschendem Einflusse kommen? Als sie im Stande war an das Alles zu denken, hatte die Liebe ihres hohen Gönners schon aufgehört. Sie war ihm nur noch Freundin, als sie erwachsen. Ihre glücklichste Zeit und ihre eigentliche Machtvollkommenheit fiel in ihre frühesten Mädchenjahre, in denen sie schöne

Kleider, kindische Träume und die Liebkosungen ihres Anbeters, gewiß aber keine politischen Angelegenheiten beschäftigt haben.

In der „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller“ von ihr selbst entworfen und ausgeführt von einem gewissen Justiz-Commissarius Grattenauer, erzählt sie selbst: „Ein Graf von Anhalt-Dessau war mein Pathe. Dieser, in Gesellschaft des Kronprinzen sah mich einst als Kind von neun oder zehn Jahren bei meiner Schwester, der Gräfin Matuschka. Ersterer nahm mich auf den Arm und sagte zum Kronprinzen: Ich empfehle diese Kleine Ihrer Gnade! Der Kronprinz nahm mich dann auch auf den Arm, und versprach, wenn ich älter werden würde, für mich zu sorgen. Ungefähr als ein dreizehnjähriges Mädchen sah mich der Kronprinz abermals in meiner Schwester Hause, bei welcher ich zuletzt wohnte. Ob ich in diesen Jahren ihm nachgestellt habe, oder auch nur einen Gedanken auf ihn haben konnte, überlasse ich jedem Vernünftigen zur Beurtheilung! Daß Er aber gegen mich nicht gleichgültig war, und sich alle Mühe gab, mich zu gewinnen: hierüber fordere ich den Herrn von Forcade, damaligen Hauptmann in preußischen Diensten, jetzt Gutsbesitzer in Schlesien, als einen bekannten redlichen Mann zum Zeugen auf, der mehr als Einmal bei diesen Besuchen gegenwärtig war. Meine Eltern nahmen mich hierauf wieder nach Hause, um confirmirt zu werden. Hier setzte der Kronprinz die Bekanntschaft fort, und das Ende

davon war allerdings, daß er mich in einem Alter, wo meine Vernunft noch wenig ausgebildet und ich überdies gar nicht von mir selbst abhängig war — mit sich nach Potsdam nahm."

„Hier," so heißt es später in der angeführten Schrift weiter, „erhielt ich von dem Kronprinzen eine Gouvernante, eine gewisse Madame Girard, von der französischen Colonie; diese Frau gab mir im Französischen noch weiteren Unterricht; der Kronprinz selbst aber lehrte mich Geschichte und Geographie: und dieser Unterricht dauerte fast unausgesetzt drei Jahre, als so lange ich in Potsdam blieb." — — — „Zuvörderst ward der Kronprinz nur halb gezwungen mein Lehrer; denn da er mich dem scharfen Blicke seines großen Onkels entziehen wollte, so konnte er mir nicht füglich einen Lehrer geben, der in jedem Augenblicke das Geheimniß ausplaudern konnte. Ferner aber bedurfte er weder dazu, noch gebrauchte er besondere pädagogische Künste, sondern lehrte mich treulich und nach derselben Methode wieder, was und wie er selbst in der Jugend unterrichtet worden war. Er traktirte also zuerst mit mir die brandenburgische, dann die allgemeine deutsche Geschichte. Nun schritt er zu der römischen und griechischen fort, und diese Kenntnisse waren mir nachmals auf meiner Reise nach Italien von unendlichem Nutzen. In der Geographie war er so fest, daß er zuweilen zum Scherz auch mit zugeschlossenen Augen die Orte auf den Landkarten richtig zu treffen wußte. Aber er blieb nicht bloß bei diesen ernsten Stu=

dien stehen, sondern mischte auch dazwischen eine sehr angenehme und mannigfaltige poetische und historische Lektüre. Ich lernte den Vater aller Dichter, Homer, in der französischen Uebersetzung, und auch den Virgil kennen. Von seinen eingestreueten Bemerkungen ist mir besonders der Prediger Bakius in Magdeburg erinnerlich, der bei der Einnahme dieser Stadt den General Tilly mit den Worten des Vater Aeneas anredete. Wir lasen ferner zusammen die Histoire des Juifs, par Joseph, die Histoire des templiers, die Entdeckungsgeschichte von Amerika, die Mémoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde, die Mémoires der Madame Staël, nicht der jetzigen, sondern jener aus dem Zeitalter Ludwig XIV., wo der Kronprinz Gelegenheit nahm, über und gegen die Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten seine Gedanken zu äußern. Von Schauspielen lasen wir den ganzen Shakespeare, nach Eschenburg's Uebersetzung. Ich erinnere mich noch, daß mir der König einst schrieb, daß er in Berlin den dicken Ritter (den Falstaff in Heinrich dem Vierten) sehen wolle, und wie es ihm ein wahrer Trost sei, daß ein so altes braves Stück doch auch auf unsere Bühne komme. Von Romanen erinnere ich mich an den Cleveland, und besonders an Rousseau's Heloise. Einige Bücher waren mir zu lesen verboten, und ich hätte es nicht wagen mögen z. B. in Voltaire's Pucelle d'Orléans nur einen Blick zu thun, obgleich ich seine sämmtlichen Tragödien las und die Henriade sogar auswendig lernen mußte."

Diese hübsche und rührende Seite des Verhältnisses theilen wir hier in ihrer ganzen Ausführlichkeit hauptsächlich deswegen mit, um unsere Leser einigermaßen mit der Schlüpferigkeit desselben auszusöhnen. Denn, möge man die Sache betrachten, wie man will, es liegt immer etwas von Ekel in der Lüsternheit, die sich an den Reizen eines fast noch unausgebildeten Mädchens ergötzt. Daß dies der Fall gewesen, leugnet die Apologie in keiner Weise. Sie gesteht das „Amüsement auf physische Art," wie es einge wisser Herr von Kölln in seinen „Vertrauten Briefen" genannt hat, zu, giebt aber durch die obige Schilderung dem Ganzen eine gewisse romantische Färbung, die es aus dem Sinnenschmutze auf eine freie Höhe der geistigen Intelligenz hinaufzuretten vermag. — Sie sagt in dieser Beziehung selbst: „Ich liebte und verehrte in ihm einen Lehrer, der mir unabläßig neuen Stoff zum Denken und Fühlen gab. Er hinwiederum liebte in mir seine aufmerksame, leicht fassende, in seine Ideen entrirende und sich immer mehr ausbildende Schülerin. Dieses Band hat so lange gehalten, bis es der Tod zerriß; das Publikum sah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war, und schob also den möglichst schlechten unter."

Daß es aber zugleich auch aus guten, selbst gefühlvollen Elementen bestand, das zeigt uns die Gräfin Lichtenau in ihren Memoiren durch die Schilderung einer sentimentalen Scene, die wie aus einem Romane der schönen Vergißmeinnichtzeit genommen erscheint. Trium-

phirend sagt unser weiblicher Autobiograph: „Begreift nun wohl das Publikum, daß es keine Prahlerei ist, wenn ich sage, daß unter tausend Geliebten der Fürsten, welche die Geschichte aufweist, vielleicht nicht Eine ist, die sich mit mir vergleichen läßt? Sie können mich an Reizen des Körpers, an Vorzügen des Geistes bei weitem übertroffen haben: aber ihre Fähigkeiten waren nicht durch den Geliebten selbst gebildet; dieser hatte nicht den Wonnegedanken darauf, als auf sein eigenes Werk zu blicken; nicht den süßen Gedanken: diese — oder keine — wird mir als Schülerin, als dankbare Freundin treu bleiben bis in den Tod! Es geschah daher gleich im ersten Jahre unserer Bekanntschaft, bei Gelegenheit eben dieses Unterrichts, daß sich einst das Herz des Kronprinzen auf eine äußerst liebevolle Weise gegen mich ergoß. Indem er mir gestand, daß er viele Fehler und mitunter Laster gegen mein Geschlecht begangen, gab er mir die heiligste Versicherung, daß er mich nie verlassen werde. Bei seinem fürstlichen Ehrenworte betheuerte er mir, wenn ich früher als er sterben sollte, als derselbe zärtliche Freund, wie bisher, mir die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmesser, das er eben, um eine Feder zu corrigiren in der Hand hielt, machte er sich einen Ritz in den Ballen der linken Hand, drückte das Blut aus, und schrieb mir diese Versicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drei Zeilen nieder. Diese Handlung erschütterte mich so sehr, daß ich mich hierüber nicht zu fassen wußte. Er benutzte die dadurch hervorgebrachte Stimmung und ver-

langte von mir ein Gleiches. Ich nahm dasselbe Messer und wollte mir damit einen Ritz in den Daumen der linken Hand machen: allein der Schnitt ging zu tief und ich hatte längere Zeit daran zu heilen. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederschrieb, waren die Erwiederung seiner *eigenen*, nämlich: daß ich ebenfalls bis zu seinem Tode seine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlassen wolle."

Dieser Auftritt hat, wie man ohne Zweifel zugestehen wird, etwas Schwärmerisches, etwas von wirklicher Liebe, etwas von dem Rausche eines Herzens, das trunken ist von schönen Empfindungen, lächelnden Träumen und glühenden Küssen. Wie ein Blumenflor der Gefühle aus dem Eden der Neigung erscheint er, unter dem aber leider auch wie überall die böse Schlange des Paradieses ringelt.

Erkennen müssen wir diese in der Frivolität, die sich darin bekundet, daß wir einen gereiften Mann ein kaum dreizehnjähriges Mädchen in „die Fehler und Laster" einweihen sehen, die er gegen dessen Geschlecht begangen. — Welch eine bodenlose Unmoralität und Sittenlosigkeit gehört dazu, einen *Reiz* zu finden in der Vergiftung der Jugend, der Unschuld, der *kindlichen* Züchtigkeit! Die Naivetät, mit welcher die Biographin dies offenbart, beweist wie sehr der damalige Geist der Zeit an diese Dinge gewöhnt und wie wenig er sie befremdend oder verdammenswerth fand. Die französische Galanterie mit allen ihren Abscheulichkeiten und Verbrechen war so herrschend und so zur Mode geworden, daß an ein Schamgefühl

über solche Entdeckungen gar nicht zu denken war. Man nahm sie auf wie Dinge, die zum guten Tone, zur feinen Gesellschaft, zu den Gewohnheiten der vornehmen Welt gehörten. Niemand wunderte sich darüber, Niemand entsetzte sich davor. Sie waren Gebrauch geworden wie Schminke, wie Schönpflästerchen, wie Puder.

Kein Mensch am Hofe zeigte daher auch Befremden über das Benehmen und die Gelüste Friedrich Wilhelms. Selbst sein großer Oheim drückte die Augen darüber zu. Die eigene Gemahlin duldete sie. Mirabeau erzählt, was gar nicht unwahrscheinlich und sehr charakteristisch für das Zeitalter ist, daß die nachmalige Königin, als sie hörte, der König wolle sich eine spätere Maitresse, das Fräulein von Voß, an die linke Hand antrauen lassen, gesagt haben solle: Man wird meine Einwilligung erhalten, aber nicht umsonst, sondern für gute Bezahlung.

Daß unter solchen Umständen die Eltern der Gräfin Lichtenau den Wünschen des Kronprinzen nicht entgegen, sondern vielmehr durch dieselben sich geehrt und bevorzugt glaubten, ist eine Erscheinung, die wir hier wie in Frankreich sich wiederholen sehen. Wir schenken ihr deswegen auch gar keine Aufmerksamkeit weiter, sondern führen nur an, daß die Heldin unseres jetzigen Kapitels, wie sie sich mit einigem Stolze rühmt, eine „ehrliche Künstlerstochter" war. Ihr Vater bekleidete die Stelle eines Waldhornisten in der königlichen Capelle und hieß Elias Enke. Ihre Mutter stammte aus einer adeligen Familie, und hatte sehr vornehme Verwandte, welche in erster Zeit für die

Erziehung der Kinder durch Geldbeiträge einige Sorge trugen, so daß die Erzählung: die Geliebte des Königs habe ehemals Citronen feilgeboten, in das Reich der Fabeln verwiesen werden muß. Es stellt sich vielmehr als notorisch heraus, daß die junge Wilhelmine eine ziemlich anständige Ausbildung erhielt. Sie besuchte die sogenannte französische Schule in Berlin, wo sie außer der Sprache, die den Namen dieses Institutes bezeichnete, auch noch in allen Arten weiblicher Handarbeiten und im Tanzen unterrichtet wurde. Später schickte sie ihr Geliebter nach Paris, um sie besonders in der letzteren Kunst durch den berühmten Vestris ausbilden zu lassen.

Von da zurückgekehrt, im Flor der Jugend, pikant und graziös gemacht durch den Einfluß jener Stadt, welche von jeher, im Guten wie im Bösen, die hohe Schule der ganzen civilisirten Welt gewesen und darum von unsern Philistern auch stets, wie Robert Prutz an irgend einer Stelle einmal sagt, als die geschminkte Frau Potiphar angesehen worden ist, welche den keuschen blonden Knaben Deutschland zu verführen trachtet, von welchem aber leider, wenn wir das Gleichniß annehmen wollen, Frankreich etwas mehr, als den Mantel behalten, wir sagen, von Paris zurückgekehrt, jung, schön, anziehend, fesselte sie Friedrich Wilhelm in einem noch höheren Grade als sonst. Doch scheint es, als habe er sich auf ihren Umgang nicht allein beschränkt, denn die Apologie erwähnt eines Handschreibens Friedrichs des Großen an den Stadtpräsidenten von Berlin, worin es geheißen ha-

ben soll: „Er sei nicht dawider, daß der Kronprinz die Enke besuche, doch trüge er dieser auf, sogleich Anstalten zu machen, ein Landhaus oder Landgut in der Gegend von Berlin zu kaufen, damit sein Neffe nicht so oft nach der Hauptstadt käme, weil er dort Bekanntschaften machte, die er nicht gerne sähe! Wenn sie diesen Befehl überträte, würde sie zur Verantwortung gezogen werden; befolgte sie ihn aber genau, so würde er ihr wohlaffektionirter König bleiben."

Diesem Befehle zufolge kaufte die Heimgekehrte in Charlottenburg ein Landhaus an, zu dessen Erwerbung der König selbst dem Kronprinzen zwanzigtausend Thaler schenkte. Im Uebrigen aber hielt er ihn so knapp in Rücksicht anf seine Apanage, daß er, wie die Apologie behauptet, nur wenig in pekuniairer Hinsicht für seine Geliebte thun konnte. Außer einer Pension von sechshundert Thalern jährlich, die deren Mutter erhielt, bekam sie selbst fast niemals Geld in die Hand. „Bloß meine Kammerfrau," heißt es wörtlich, „bekam zuweilen einige Louisd'or, um meine kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, welche das ganze Jahr keine zwanzig Louisd'or betrugen. Das Publikum würde erstaunen, wenn ich aus diesem Zeitpunkte Anekdoten erzählen wollte: aber meine eigene Schaam und Achtung und Liebe für den Verstorbenen schließen mir den Mund." — „Ich war schon Mutter," lautet es ferner, „und litt nicht selten Noth."

Wenn es mit dieser Noth nun auch gerade nicht gar zu streng wird zu nehmen sein, so läßt sich doch sehr leicht

nachweisen, daß, was der Kronprinz zu Anfang für seine Geliebte that, allerdings *nur* wenig war, aus dem Grunde, weil er selbst nicht gar zu viel *ertheilt und* im Ganzen wohl auch jeder Zeit eine schlechte Wirthschaft damit getrieben hat. Die vielen Schulden, die er zu machen genöthigt war, bezeugen das. Später, als er König wurde, suchte er das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Die Gräfin Lichtenau erhielt bei seiner Thronbesteigung monatlich dreihundert Louisd'or, beträchtliche Güter, Häuser, Schmuck und Kostbarkeiten. Ihre Juwelen taxirt sie selbst auf 15,630 Reichsthaler, wobei sie seltsamer Weise den Ausspruch thut: „Es hat einem elenden Pamphletschreiber beliebt, mich mit der vormaligen Gräfin Cosel zu vergleichen; was würde diese wohl zu einem armseligen Schmucke von 15,000 Rthlr. gesagt haben?“ Kurz vorher berichtet sie: „Dieses kostbare Spielwerk weiblicher Eitelkeit hatte ich bis zu meiner italienischen Reise gänzlich entbehrt, bis auf ein chrysoprasenes Halsband mit *Diamanten* und ein Paar brillantene Ohrringe. Mit dieser Reise aber, und noch mehr, mit meiner nachmaligen Präsentation am Hofe als Gräfin von Lichtenau, ward der Schmuck ein Bedürfniß, nicht für mich selbst, sondern für meinen erhabenen Beschützer, der mich auf Reisen schickte, der mich am Hofe präsentiren ließ, und hierbei den einmal eingeführten Weltbrauch weder verletzen wollte, noch füglich *konnte*.“

Diese Rücksicht und dies *Verhalten* Friederich Wilhem II. gegen seine Maitresse ist etwas Schönes und stellt diese allerdings in ein Licht, in welchem wohl selten eine Person

ihrer Art gestanden haben mag. Der Glanzpunkt ihres Lebens nämlich und ihrer Gunst fällt auf diese Weise in eine Periode, in welcher, wie sie selbst erklärt, das zärtliche Verhältniß zwischen ihr und dem Könige, schon lange aufgehört hatte. Seite siebenundzwanzig in ihrer Apologie betheuert sie: daß seit dem Antritte seiner Regierung und schon vorher seine Liebe zu ihr in bloße Freundschaft übergegangen.

Eine solche Freundschaft, die fast einzig in der Geschichte sein möchte, gereicht gewissermaßen ihr selbst, so wie auch Friedrich Wilhelm zur Ehre. Der Letztere zeigte dadurch, daß er in ihr die Mutter seiner Kinder schätzte und sie bewies damit klar, daß ihre Gewalt über ihn in etwas mehr als in dem bloßen Reize ihres Körpers bestand. Sie behielt sein Zutrauen und den ganzen Einfluß auf ihn auch zu der Zeit noch, wo er längst in andere Fesseln geschlagen zu den Füßen einer Gräfin Ingenhein und Dönhof lag.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Ascendant von vielen Seiten dahin gedeutet wurde, als sei sie aus der Geliebten die Kupplerin des Königs geworden. Mehrfach nannte man sie die deutsche Pompadour. Aber, wie wir glauben, mit großem Unrecht. Die Gräfin Lichtenau behielt ihren Platz an der Seite Friedrich Wilhelms hauptsächlich wohl nur deswegen, weil sie von ihm erzogen und gebildet, ihm wirklich eine Art Lebensgefährtin geworden war. Sie kannte seine Eigenheiten, seine Gewöhnungen, alle Geheimnisse seines Lebens. Schwach, nicht schlecht

wie er war, verblieb ihm eine sentimentale Reminiscenz aus jener Kronprinzenzeit, in welcher sie seine kleinen Nöthen, seine Zurücksetzungen eben so gut wie seine Träume und Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft theilte. Rechnet man dazu noch das Gefühl einer gewissen Vereinsamung, das er als guter Deutscher mitten in aller dieser lächelnden und herzlosen Frivolität, die den Hof, seine Frau, seine ganze Familie beherrschte, empfinden mochte und welches einen schwachen Nachklang jener patriarchalischen und einfachen Häuslichkeit bildete, die vordem das Hohenzollern'sche Regentenhaus charakterisirt, so liegt darin gewiß der geeignete Schlüssel zu jenem ungetrübten und dauernden Umgange, den der König mit der Gräfin Lichtenau bis an sein Ende pflegte. Auch darf dabei nicht vergessen werden, daß die Gräfin eine gefällige, heitere und sehr angenehme Persönlichkeit scheint gewesen zu sein. Dampmartin, der Gouverneur des Grafen von der Mark, schildert sie in seinen Memoiren *) ungefähr wie folgt. „Das Gesicht der Gräfin Lichtenau'" sagt er „ist weder durch besondere Anmuth, noch durch eine hervorstechende Regelmäßigkeit seiner Linien bemerkenswerth gewesen. Vortreffliche Zähne und schöne Augen waren kaum hinreichend das wenig Angenehme ihrer übrigen Züge vergessen zu machen, auf denen indeß zur Entschädigung der Ausdruck muthwilligen Scherzes und großer Herzensgüte aus-

*) Mémoires sur divers évènemens de la Révolution et de l'émigration par A. H. Dampmartin. Paris 1825.

geprägt lag. Ihre Gestalt, ihre Büste, ihre Arme und Hände aber würden einem Maler oder Bildhauer die glücklichsten Studien geboten haben. Im Ganzen war ihr lebhafter und leichter Geist nicht sehr zur Ueberlegung geneigt: eine glühende Einbildungskraft erzeugte viele Inconsequenzen und ein launischer Charakter fortwährend unruhige Beweglichkeit. Doch gab eine vielseitige Belesenheit ihrer Unterhaltung Reiz, so wie ein Talent für Gesang und Piano, das über den Dilettantismus hinausging, ihrem Wesen eine gewisse künstlerische Weihe verlieh. Ihr gutes Herz kannte weder Haß noch Rache.“ In Berlin, wenn auch schon von nicht preußischen Eltern, geboren, eignete sie sich ohne Zweifel zum größesten Theile den aufgeweckten Geist und das pikante Wesen an, welches den Berlinerinnen zuzugehören pflegt. Sie haben fast alle Witz, Laune, scharfe Pointen im raschen Gespräch. Besonders reizend verstehen sie zu fragen, weil ihr Charakter mehr offensiv als defensiv beschaffen, die ganze Fülle seiner Grazie gleichsam nur in diesen Tirailleurgefechten der Unterhaltung zu entwickeln vermag. Hier ist ihre Neckerei, der schelmische Hang ihrer Seele im besten Zuge. Darin wirkt ihr Blick, ihre Miene, ihr Lächeln auf eine ganz bezaubernde Weise. Sie fesseln, sie gewinnen, sie siegen damit. Ihre ganze Liebenswürdigkeit besteht im Fragen. Aber sie fragen auch ganz besonders, ganz eigen. Nicht mit dem Worte allein, nein, mit den Augen, mit dem ganzen Ausdruck des Gesichts, mit dem Athemzuge, dem Pochen der Brust, mit den Fingerspitzen. Es läßt sich das nicht beschreiben,

nicht schildern, nur wahrnehmen und beobachten läßt es sich. Aufgefallen aber ist es uns, daß man dieses charakteristische Element der Berliner Frauen noch nirgends hervorgehoben, obschon es unserer Ansicht nach so hervorstechend und auffallend erscheint, daß wir meinen in Paris, in London, am Niagara müße die Berlinerin daran zu erkennen sein.

Daß die Gräfin Lichtenau etwas von dieser Eigenthümlichkeit besessen, glauben wir mit Gewißheit annehmen zu dürfen. Alle Schilderungen, die wir von ihr kennen, stellen sie uns als lebhaft, heiter, voll Humor und guter Einfälle dar. Scharf im Urtheil, rasch in der Folgerung, glücklich in Wort und Bezeichnung muß ihre Conversation von der besten Wirkung gewesen sein. Vielleicht, daß der frühere, niedere Umgang, der Verkehr mit dem Berlinischen Mittelschlage ihr ein wenig von dem Jargon gab, den man mehrfach an ihr gerügt und welcher, obschon sie ihn verleugnet, dennoch ihrem Gespräch die Drolligkeit und die komische Neckerei verschafft haben mag, die aus den von ihr aufbewahrten Bonmots hervorgehen und der kleinen Bourgeoisie der preußischen Capitale anzugehören pflegen. Im vertraulichen Umgange, in dem sie ihn aller Wahrscheinlichkeit nach, freilich nur geltend zu machen, die Gewohnheit haben mochte, verlieh er außer Zweifel der vielseitigen Bildung und der Kunst-Gönner- und Kennerschaft, die sie sich zu erwerben gewußt, ein glänzendes Relief. Ihre Reden und Briefe, wenn auch grammatikalisch und orthograpbisch nicht immer

richtig, gewannen vermöge dessen an Frische, an Abwechslung, an Colorit. Der Scherz wurde dadurch zu der Arabeske des Ernstes, die er in der That denn auch einzig und allein nur abgeben sollte. Daß sie Sinn für Musik, für Malerei, für Literatur besaß, geht aus den Personen hervor, mit denen sie sich zu umgeben liebte. Sie verkehrte mit Dichtern, Gelehrten, Schauspielern Sängern und Componisten. Ein Herr von Filistri, damaliger Hofpoet, Ramler, Fleck, der gelehrte Hofrath Hirt, gehörten zu ihren Freunden. Außerdem stand sie, besonders seit ihrer Reise nach Italien, in freundlichster Beziehung zu den berühmten Künstlern Philipp und George Hackert, Angelika Kauffmann, Johann Caspar Lavater, dem kenntnißreichen Professor Meißner und dem Maler Müller. In Rom hatte sie auf den Wunsch des Königs eine große Menge von Kunstwerken entweder gleich gekauft oder in Bestellung gegeben. Viele arme Talente unterstützte und förderte sie auf das Beste. Von einem taubstummen Maler Hoffmann, erzählt sie selbst als Anmerkung zu den Briefen, die den zweiten Theil ihrer Apologie abgeben, eine sehr rührende Geschichte, die wir selbst hier folgen lassen. „Er war der Sohn eines Pastoren aus Anspach," heißt es darin, „welcher neun Kinder hatte, worunter sich sechs Taubstumme befanden. Ein einziger redender Bruder war beim Bergdepartement in Berlin angestellt. Dieser kam, als der König noch Kronprinz war, zu mir, stellte mir das Elend seiner Familie vor, führte mir zugleich seinen

Bruder auf, zeigte mir einige von ihm verfertigte Gemälde und empfahl ihn meiner Unterstützung. Ich sah, daß derselbe viel Talent besitze; ich gab ihm also einige kleine Aufträge zu Copien, wofür ich ihn verhältnißmäßig bezahlte. Ich fand, daß dies zu seinem Unterhalte nicht hinreichte. Das Schicksal dieses Menschen dauerte mich; ich gab ihm daher monatlich sechs Louisd'or als Unterstützung, und da ich dessen immer zunehmenden Fleiß und Geschicklichkeit bemerkte, in der Folge noch eine Zulage von vier Louisd'or, wobei ich ihn noch zu den Gemälden, die er für mich lieferte, die nöthige Leinewand, Farben u. s. w. auf meine Kosten kaufen ließ. Mit diesem Einkommen, so wie mit dem, was er von mehreren anderen wohlthätigen Menschen erhielt, unterstützte er zugleich seine, noch im Anspachischen befindlichen übrigen taubstummen Geschwister. Seine immer zunehmende Geschicklichkeit bewog mich, ihn zu seiner weiteren Bildung in der Kunst nach Dresden zu schicken, um aus der dortigen Gallerie Copien zu machen. Während seines dortigen Aufenthaltes, welcher ohngefähr dreiviertel Jahre dauerte, schickte er mir einige kleine Produkte seines Fleißes und meine Unterstützung in seiner Abwesenheit blieb immer dieselbe. Er kam zurück und lebte ferner in Berlin, wo er sich in seiner Kunst sehr vervollkommte. Als ich nachher in Italien, und zwar in Rom war, bat ich den König, der schon früher durch mich von diesem Maler Kenntniß hatte, er möchte ihn doch zu mir nachkommen lassen, weil er dort so viele Gelegenheit habe, sein Talent

noch mehr zu entwickeln. Der König schickte ihn mir auch nach Rom, und er war nach dem Tode desselben noch dort. Als er aber diesen, so wie mein Unglück (die nach dem Ableben Friedrich Wilhelm II. erfolgte Verhaftung der Gräfin) erfuhr, kam er nach Berlin zurück. Folgendes ist die Erzählung meiner Schwester: Hoffmann eilte in mein Haus nach Charlottenburg, sah sich überall um, zeigte durch Gebährden die lebhafteste Theilnahme an meinem Schicksale, und die Besorgniß, daß nebst dem Könige vielleicht, auch ich sterben würde. Diese Idee bei seiner, oder vielmehr der meisten Taubstummen lebhaften Einbildungskraft exaltirte ihn so, daß er allein in's Freie eilte, in dem Taumel der Leidenschaft einem Wasser zulief und hineinfiel. Er wurde zwar glücklich gerettet: die Verkältung und die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung aber zog ihm ein hitziges Fieber zu. Er wurde wahnsinnig und starb im Irrenhause."

Aus dieser kleinen tristen Geschichte ersieht man, daß die Gräfin Lichtenau manches Gute that und besonders die Kunst im Auge hatte. Dem unglücklichen armen Maler war sie gewiß wie eine gute Fee, wie eine glänzende Lichterscheinung in das ewig stumme und stille Unglück seines Lebens getreten. Vielleicht liebte er sie als das Ideal seiner Träume, als die liebliche Göttin seiner Farben. Ach, der Schmerz braucht immer einen Engel des Trostes und er sucht sich ihn immer, sei es in einer Illusion, sei es in einem Lächeln, in einer gütigen Hand, in einer Miene des Mitleids. Hoffmann fand ihn gewiß

in der Aufmunterung und der Theilnahme seiner Beschützerin. Ihr verdankte er ja Alles, Geld, Gunst, Namen und das Glück seine Familie zu unterstützen. Mit Liebe, Enthusiasmus und rührender Treue hing er ihr an. Er starb, als er sie im Unglück wußte. Sein eigenes hatte er ertragen, ihres überwand er nicht. Es brachte ihn um.

Sein Tod ist ein gutes Zeugniß für unsere Gräfin. Denn wer solche Freunde findet, wie sie sie in ihrem Mißgeschicke gefunden, der kann nicht schlecht, nicht geradezu unwürdig sein. Es beweist ein Etwas, das Anerkennung, zum wenigsten Schonung und Milde erheischt.

Daß man diese so wenig gegen die Gräfin Lichtenau geübt, und sie fast durchweg nur mit Schmähung und Schande überhäuft hat, das ist etwas, das einen mit Trauer erfüllt, um so mehr, wenn man sieht, wie behutsam man dahingegen über Friedrich Wilhelm geurtheilt. Da ist Alles entschuldigt, beschönigt und gutgemacht. Da sagt ein Patriot in dem „Versuch einer Darstellung aus seinem Leben, nebst Wünschen an seinen Thronfolger Friedrich Wilhelm III." ganz naiv, als er zu der Schattenseite seiner Regierung kommt: „doch fort von diesen widrigen Ereignissen, kein zu rasches Urtheil in Hinsicht dieses Punktes über den verewigten König, der fest überzeugt war, da gut zu machen, wo er gerade das Gegentheil bewirkte!" Das Gegentheil! Und über dieses soll fortgegangen werden, wie über einen Fleck im Tischtuch, wie über Staub auf dem Rockärmel? Ja, das ist die

hündische Nachsicht der deutschen Historiker, daß sie niemals den Muth gehabt haben, die Verbrechen und Laster ihrer Monarchen zu geißeln. Die Unfreiheit ihrer Nation liegt ausgeprägt in dem Urtheil über die Könige. Die Regenten in Deutschland sind nie kritisirt, es ist ihnen stets nur immer geschmeichelt worden. In der Besprechung ihres Lebens und ihrer Thaten wurde fast noch jeder Historiograph ein Hofmann und Cavalier, so wenig Geschick er auch sonst dazu haben mochte. Dabei schrieb er noch stets wie aus der Antichambre heraus. Wenn man die Wahrheit darüber lesen wollte, so mußte man in's Ausland, nach Frankreich, England, Italien oder Spanien gehen. In Deutschland erlaubte die Censur es nicht, die Wahrheit zu sagen. Man behalf sich mit Lügen. Dadurch nahm man den guten Fürsten den Ruhm und den schlechten den Contrast dagegen. Was aber das Schlimmste war, man verschleuderte die Liebe der großen Masse damit. Sie wurde indifferent, und kam zuletzt auf den Standpunkt, von welchem aus sie mit dem großen Monarchen eben so zufrieden war, wie mit dem kleinen. Sie kannte keinen Unterschied mehr, keine Sonderung, keine Wahl. Ihr war August, was Karl, Wilhelm, was Friedrich. Sie kümmerte sich nicht um Politik, um Verfassung, um Recht, nicht um die Eigenschaften und Fähigkeiten des Herrschers, was Alles gewiß der Fall gewesen sein würde, wenn man zu einer Kritik über ihn gekommen wäre. Die Kritik lehrt lieben und hassen. Liebe und Haß macht Männer. Gleichgültigkeit

und Indolenz erzeugt Idioten. Fast solche allein haben leider die deutsche Geschichte geschrieben, wie wir uns bei unseren Vorstudien zur Genüge haben überzeugen können. Ist es doch erstaunlich, wie wenig und wirklich Brauchbares z. B. über die Zeiten Friedrich Wilhelm II. und die Gräfin Lichtenau vorhanden. Ueber den Ersten ist Alles loyal, gemüthlich, sanft geschrieben, über die Letztere fast nur geschimpft. Eine eigentliche und rechte Biographie, wie sie über die französischen Maitressen vorhanden, fehlt ganz. Wir haben uns überall nur nothdürftig behelfen müssen.

Aus diesem Grunde darf es unsere Leser denn auch nicht wundern, wenn die Schilderung dieser interessanten Frau, nur lückenhaft und unvollkommen ausfällt. Vielleicht, daß einer von denen, die sie näher gekannt, noch später einmal etwas Ausführliches über sie giebt. Hier können wir wieder auf sie selbst zurückkommend, nur noch einmal sagen, daß, wer im Unglück so viel Theilnahme, Bedauern und Anhänglichkeit fand, wie sie diese durch die im zweiten Theile der Apologie mitgetheilten Briefe zu belegen vermochte, unmöglich das sein konnte, was viele Schriftsteller haben aus ihr machen wollen. Diesen zufolge wäre sie eine ganz gemeine Kreatur gewesen, ein Weib voll ungezügelter Leidenschaft, sittlicher Verdorbenheit und schamlosen Benehmens. Aber hierbei scheint es nach dem Sprichwort gegangen zu sein, nachdem es heißt: man schlage zuweilen den Sack, wenn man den Esel meine. Da man zu feige, sclavisch und zu sehr unter der Censur war, um das politische Unglück, das sich zum

Theil aus der Regierung Friedrich Wilhelm II. hervor über Preußen verbreitete, diesem selbst auf den Kopf zuzusagen, so mußte dafür die Gräfin Lichtenau herhalten. Ihr schob man alle Schuld, alle Mißgeschicke, alle Verlegenheiten unter, in welche der Staat gerathen war. Auch Friedrich Wilhelm III., der bei seiner Thronbesteigung diese Frau verhaften und auf die Festung setzen ließ, erweckt den Glauben diese Ansicht getheilt zu haben. Leicht mochte es kommen, daß seine Umgebung und zum Theil auch die öffentliche Meinung ihn dazu bestimmten. Die „Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806, und 1807 sagen: „Nur ein einziges Mal seit seiner Thronbesteigung, schob er die Gewalt dem Gesetze vor; und was dem Beobachter am meisten auffiel, er erlaubte es sich in den ersten Tagen seines Regierungsantritts und in einer zartgewebten Angelegenheit, wo diese Ausnahme seinem Herzen nicht gleichgültig sein konnte. Aber diesmal folgte sein reiner Sinn der Stimme des Instinkts. Der König ehrte bei dieser Gelegenheit mehr die Sitten als er die Formen verletzte; und sein Volk verstand ihn.“

Dies Verständniß, welches der Autor der angeführten Materialien mit jenem glorreichen Zartgefühl, das den deutschen Historiographen immer zur Hand zu sein pflegt, wo es ein Laster, einen Fehler, eine Uebereilung der Regenten zu beschönigen gilt, und von welchem wir selbst in unserem Werke die glänzendsten Beispiele anzuführen Gelegenheit hatten, wir sagen, dies Verständniß mag allerdings in gewissem Sinne stattgefunden haben. Es

kann wohl sein, daß Friedrich Wilhelm III. mehr den Wünschen des Publikums in dieser Sache, als seinen eigenen gewillfahrt haben mag. Geschah es denn doch, daß als einen Tag vor dem Tode Friedrich Wilhelms II. im Berliner Hoftheater zum ersten Male „Die silberne Hochzeit" von Kotzebue gegeben wurde, die Zuschauer jauchzten, als es am Schlusse dieses Schauspiels hieß: Der König ist todt; die Gräfin, seine Maitresse, verhaftet und auf die Festung gebracht."

Sie gewannen fast eine inhaltschwere, historische Bedeutung, diese Worte, als es am andern Tage nun auch in Preußen hieß: Der König starb. Der Nachsatz verstand sich fast wie von selbst. Alle Welt trug ihn im Munde, legte ihn aus, wollte ihn bewahrheitet haben. Da es geschehen und nach beendeter Trauer das Theater mit eben diesem Schauspiele wieder eröffnet wurde, fand man kein Ende dieser Stelle Beifall zu spenden.

Friedrich Wihelm III. mochte darin zunächst die beste Rechtfertigung seines Verfahrens finden. Später jedoch scheint er gänzlich davon zurückgekommen zu sein. Man erzählt sogar, daß er die strengen Maaßregeln, die er gegen sie zú nehmen sich hatte verleiten lassen, sehr bereute und sie als einen Verstoß gegen die Ehrfurcht, die er dem Verstorbenen schulde, angesehen habe. Nichtsdestoweniger aber wurden 500,000 Thaler in holländischen Banknoten, welche Friedrich Wilhelm der Zweite kurz vor seinem Tode der Gräfin Lichtenau zum Geschenke machte, nachdem ihr nicht wieder zurückgegeben. Sie selber schreibt

in ihrer Apologie: „An die Möglichkeit seines Todes und zugleich an mein künftiges Schicksal denkend, äußerte der König eines Tages gegen mich, es sei nun die höchste Zeit, daß er mein Sort mache. Zu dem Ende gab er mir das wahrhaft königliche Geschenk von 500,000 Rthlrn. mit dem Beifügen: „Ich will, daß Du nach meinem Tode lebest, so wie zu meinen Lebzeiten; damit hoffe ich Dich also in den Stand zu setzen, um Deinem Range gemäß leben zu können!" — Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß zu dieser Großmuth Mylord Bristol, Bischof von Derry, ein Freund der Gräfin, die eigentliche Veranlassung gegeben. Dieser, ein wunderbarer barocker Kauz, der etwas darin suchte, gegen alle Welt den Derben und Brüsken zu spielen, liebte es, sich den Verkehr mit den ausgezeichnetsten Künstlern und Geistern der damaligen Zeit, den er sich zu verschaffen wußte, dadurch zu würzen, daß er sie bald durch seine tolle Laune, bald durch seine rasenden Einfälle oder auch durch seine furchtbare Grobheit in allerlei Verlegenheiten zu bringen versuchte. Dieser nun, die Hinfälligkeit des Königs bemerkend, nahm es sich eines Tages heraus, ihm die bittersten Vorwürfe über die Sorglosigkeit zu machen, mit der er auf das Schicksal der Geliebten nach seinem Tode sehe. Friedrich Wilhelm dadurch aus seiner Lethargie und Gedankenlosigkeit aufgerüttelt, entschloß sich zu dem vorher angeführten Geschenke, welches die Gräfin Lichtenau unentsiegelt aufbewahrte. Bei ihrer Gefangennehmung wurde es ihr gewaltsam aus dem Verschlusse,

in dem sie es gehalten, entrissen, und wie bereits gemeldet, nie zurückgegeben. Auch ihre Nachkommen, die drei Kinder ihrer Tochter, welche an einen Grafen Stolberg vermählt war, die verheiratheten Gräfinnen Ingenheim und Königsmark, so wie die verwittwete Gräfin Louise von Stolberg-Stolberg, die Verfasserin des Buches: „Psychorama“, nahmen vergebens dieses rechtsgültige Geschenk als Erben in Anspruch. Es wurde ihnen niemals ausgeliefert.

Dies hat vielfach Veranlassung gegeben, die Gräfin Lichtenau als nicht ganz vorwurfsfrei anzusehen. Allein die Freiheit, die ihr Friedrich Wilhelm III. später wiedergab, und eine gewisse versöhnliche Milde, die er nachdem gegen sie beobachtet hat, müssen als Beweise, wenn auch nicht geradezu für ihre gänzliche Unschuld, doch ganz sicherlich zu der Annahme dienen, daß gravirende Thatsachen nicht zu ermitteln und festzustellen gewesen sind. Allerdings mag die Gräfin Lichtenau Friedrich Wilhelm II. beherrscht, zu diesem und jenem veranlaßt haben, aber keineswegs wohl ist anzunehmen, daß sie von großem potitischen Einflusse gewesen. Vielleicht, daß sie dem guten Vernehmen nach, welches sie aus ihrem Briefwechsel zu schließen mit der englischen Parthei unterhielt, ein wenig den Regenten nach dieser Seite hin, geneigt gemacht hat. In viel entschiedenerer Art aber, scheint dies den Mirabeau'schen Briefen zufolge, durch das Fräulein von Voß geschehen zu sein. „Diese,“ sagt der genannte Autor, „die es lächerlich findet, eine Deutsche zu sein und welche, da sie ziemlich gut englisch spricht,

die Brittin bis zum rasend werden spielt," war ohne Zweifel ehrgeiziger und von mehr politischem Geiste belebt, als die Gräfin Lichtenau, die im Ganzen, wie es das Ansehen hat, eben nur die langjährige nur Vertraute und Gefährtin des Königs hauptsächlich deswegen wurde, weil sie von der frühen Jugend her, in welcher sie seine Bekanntschaft gemacht hatte, eine gewisse Unterordnung und gleichsam immer etwas von dem Wesen des Schülers gegen den Lehrer behielt. Sie sorgte vor allem für Ruhe, für angenehme Häuslichkeit, für bequeme Unterhaltung. Darum zog es Friedrich Wilhelm immer in ihre Nähe, in die sich auch viele Andere, und manche bedeutsame Persönlichkeit darunter, mit besonderer Vorliebe drängten. Zwei Männer von Ruf und Einfluß zeigten ihr sogar die rührendste Liebe. Der eine war ein Lord Templeton, mit dem sie sich verlobte, den zu heirathen aber, wie die Apologie besagt, der König ihr nicht erlaubte. Später in Italien lernte sie den Chevalier de Saxe kennen, einen Mann, der, allen über ihn gemachten Aussagen nach, große Fähigkeiten und schöne Eigenschaften besaß. Seine Briefe an die Gräfin Lichtenau malen die Liebe in allen Nüancen. Da ist Enthusiasmus, Eifersucht, Trauer, Zweifel, kurz das ganze „Leidvoll und Freudvoll" eines männlichen Herzens, das sich mit der Neigung für ein weibliches Wesen beschäftigt. Seine Schreiben, die alle französisch sind, athmen eine solche Glut der Leidenschaft und Hingabe, daß wir nicht umhin können, einige Stellen in der Uebersetzung mitzutheilen.

„Ja, theuerste, reizende Frau," heißt es unter andrem darin, „ich habe für nichts mehr Sinn als für Sie, denn Sie allein haben das Geheimniß gefunden, einen Mann zu fesseln, der von Natur vielleicht der unbeständigste ist, den es geben kann. Dies Geständniß, das allerdings nicht zu meinem Vortheil ist, darf Ihnen nichtsdestoweniger die Aufrichtigkeit meiner Liebe beweisen. Obgleich entfernt von Ihnen, bin ich doch stets in Ihrer Nähe. Wachend spreche, schlafend träume ich von Ihnen. In dem letzteren Zustande schließe ich Sie tausend Mal in meine Arme und verwünsche dann den Morgen, der mich aus diesem süßen Wahn erweckt." Später schreibt er: „Mein ferneres Leben, so angenehm und glücklich es für mich auch sein kann, werde ich doch ohne Freude verbringen; denn, entfernt von der Frau, die ich allein geliebt und allein auf ewig lieben werde, kann alle Wonne der Erde mich nur traurig stimmen, weil ich mich dabei erinnern muß, wie groß diejenige für mich gewesen, wenn es mir vergönnt worden wäre, Dir alle Athemzüge meines Lebens zu opfern. Ja, theure Wilhelmine, ich fühle, daß ich nicht für kleine Empfindungen geboren bin. Bis jetzt habe ich nie geliebt, ja, ich habe bisher keine Neigung zu einer Frau gehabt. Die Erste, die Eindruck auf mein Herz macht, raubt mir die Ruhe auf immer." Weiter lautet es dann: „Ich verstehe die beunruhigende und räthselhafte Art nicht, mit der Sie mich gestern behandelt haben. Wollen Sie mich zum Unglücklichsten aller Unglücklichen machen? Fahren Sie fort, sich gegen mich zu

benehmen wie gestern, so werden Sie bald Ihr Vorhaben vollendet haben. Was wollen alle die Redensarten sagen, die Sie gegen mich äußerten? Je mehr ich sie überlege, je weniger begreife ich sie. Ich befinde mich in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt. Ihr Schweigen kündigt mir nichts Gutes an. Habe ich das Unglück gehabt Ihnen mißfällig zu sein? Bin ich nicht mehr von Ihnen geliebt? Ach, der Gedanke es zu sein, hat meinem Herzen so wohl gethan. Er allein konnte mich aus meinen traurigen und ewigen Zweifeln ziehen. Wenn ich mich über Ihre Gefühle getäuscht hätte, so schwöre ich Ihnen, daß mir dies mehr wehe thun würde, als die härteste Gefangenschaft. Ach, theure Wilhelmine! Beruhige mich, laß einen Mann nicht in Todesängsten, der seine Liebe zwar nur sehr mangelhaft darthun kann, aber sie auf das Lebhafteste fühlt. Ich bin von Natur äußerlich kalt und unempfindlich, aber ich hege eine Seele, die vielleicht die weicheste ist. Wenn Du glaubst, daß ich nicht lieben kann, so betrügst Du Dich. Ich trage für Dich nicht nur jene Wärme des Herzens, der man so gerne begegnet, sondern jene glühende, aufopfernde Leidenschaft in der Brust, die alle Regungen des geliebten Gegenstandes den eigenen vorziehen macht. Ja, theure Wilhelmine, ich bin fähig, Deinem Glücke und Deiner Ruhe zu Gunsten, Allem, nur nicht der Neigung, die Du mir eingeflößt hast, zu entsagen. Ich kann es über mich bringen, Dich niemals wiederzusehen, wenn Du das wünschest. Aber auf meine Liebe verzichten, das vermag ich nicht; nur der

Tod soll sie meinem Herzen entreißen." Im gleich darauf folgenden Billete lautet es: „Ich kann Dir nicht sagen, theure Wilhelmine, wie selig mich Dein reizender Brief gemacht hat. Also liebst Du mich wirklich? Urtheile über mein Glück; ich, der ich nie verliebt gewesen, der ich nie eine Frau vergöttert, ich finde in der Ersten, die mir süße und zärtliche Gefühle einzuflößen vermocht, dieselbe Neigung für mich, die ich für sie gefaßt." — Nicht lange darauf aber sagt er wieder: „Was ist das für ein Verhalten, das Sie gegen mich beobachten? Immer verwickelt, niemals frei. Sie lieben mich, Sie lieben mich nicht. Sie bleiben in Neapel, so lange ich nicht dort bin und wollen fort, wenn ich komme. Wenn ich aber diese Art sich zu benehmen, zu denken und zu leben begreife, so will ich kein Ehrenmann sein. Was soll diese Liebe denn bedeuten? Was mich betrifft, so bekenne ich gern, daß ich mich auf so ausgeklügelte Dinge nicht verstehe; ich bin in der Liebe so dumm, immer gern um die sein zu wollen, der mein Herz gehört. Ich bitte, meine theure Freundin, nehmen Sie mir den Freimuth nicht übel, mit dem ich Ihnen sage: wie klar ich sehe, daß Sie sich auf meine Kosten lustig machen, und wie wenig mich das hindert, Sie zu lieben. Reisen Sie denn in Gottes Namen von Neapel ab, weil Sie mich denn doch nicht lieben. Seien Sie so glücklich, als ich es wünsche, und glauben Sie getrost, daß Sie mich so unglücklich gemacht, als es immer möglich. O, ich kenne das Vergnügen der Frauen: Qualen bereiten ist für sie

das höchste Glück. Ich meinte Sie der gewöhnlichen Classe Ihres Geschlechtes entheben zu müssen, aber ich sehe, daß ich mich darin geirrt. Sie haben nur mehr Talent sich zu verstellen, als diejenigen besaßen, die ich bis jetzt gekannt, und die nicht in einem gleichen Grade verstanden, sich einen Mann geneigt zu machen, der kein Gefühl für sie hatte. Noch einmal: ich verstehe nichts von Ihrem sonderbaren Benehmen. Wenn Sie nicht Herrin Ihrer Handlungen sind, so sagen Sie es mir, alsdann werde ich Ihnen kein Mißtrauen mehr zeigen, und Ihr Verhalten wird alsdann für mich nicht mehr so betrübend sein. Ich weiß nicht mehr, was ich sage und thue. Ich würde auf dem Gipfel des Glückes sein, wenn ich Dich vergessen könnte, aber leider werde ich das niemals können. Du hast Dich meines Herzens bis auf das Innerste zu bemächtigen gewußt, und Du hast die Grausamkeit, es auf die ausgesuchteste Weise zu zerreißen. Wenn Du vor meiner Ankunft von Neapel abreist, so werde ich Dich wie ein Ungeheuer ansehen, das auf die Erde geworfen wurde, um mich die schrecklichsten Qualen erdulden zu lassen." — Der nächste Brief besteht aus den Worten: „Du sagst in Deinem letzten Briefe, daß Du Dich nicht rechtfertigen willst. Warum das? Wohl nur, weil Du in Verlegenheit bist Dich zu entschuldigen und weil meine Klagen gegründet sind. Ach, ich will gerne grausamer sein, als gerecht, wie Du sagst, ja, ich will alle die härtesten Vorwürfe verdienen, wenn meine Wilhelmine mich nur liebt. Du sagst: daß Du

kein Glück mehr auf dieser Erde kennst. Warum beraubst Du Dich dessen? Denjenigen glücklich machen, den man liebt, das heißt: es selber sein. Lebe wohl, grausame und doch geliebte Wilhelmine. Wenn Du mich nicht mehr liebst, und nicht Alles thust, um mich in Neapel zu sehen, so bist Du der Empfindung nicht werth, die ich Dir für das Leben widme."

Endlich schreibt er: „Du hast mir beim Abschiede ein Taschentuch gegeben, weil Du im Voraus wußtest, daß ich nicht entfernt von Dir sein könnte, ohne in Thränen zu zerfließen. Nun ja, Du hast Recht gehabt, das Tuch ist von meinem Weinen naß. Wenn Du noch mehr triumphiren willst, so erfahre, daß Du nicht allein die einzige Frau bist, die ich geliebt, sondern daß auch noch keine sonst, außer Dir, meine Augen befeuchtet in Schmerzen, wie ich sie jetzt empfinde. — Ich hielt das immer für Schwäche der Seele, die nur bei kindischen Männern möglich. Ich setzte meinen Stolz darein, mich keinem Weibe hinzugeben, und jetzt muß ich ihn zu Deinen Füßen niederlegen, diesen Stolz. Bist Du damit zufrieden, Grausame? Genieße Deines Sieges, freue Dich meiner verlorenen Freiheit. Du kannst glauben: es kostet viel, sich überwunden zu erklären, wenn man seinen Ruhm darein gesetzt, unbezwungen zu bleiben."

Diese Auszüge haben wir nur deswegen hier mitgetheilt, weil wir damit darthun wollten, daß eine Frau, die eine Leidenschaft erregte, wie die eben geschilderte, unmöglich so schlecht sein konnte, als man es uns von

manchen Seiten her glauben machen will. Durch einen guten Instinkt geleitet, verbannte die Gräfin Lichtenau jede unzeitige Prüderie, indem sie diese Briefe der Oeffentlichkeit überlieferte. Sie mochte in ihrem Herzen wohl ahnen, daß eine Frau, und sei es die schlechteste, stets nur geadelt werden kann, durch die Liebe eines wahrhaften Mannes.

Daß der Chevalier de Saxe, der Sohn eines Prinzen Xaver, ein solcher aber gewesen, bestätigen alle Urtheile, die über ihn aufbewahrt worden sind. Bei seinem Tode, der in einem unglücklichen Duelle zu Töplitz erfolgte, sagte ein Schriftsteller von ihm: „Allgemein in Civil und Militair ist das Bedauern dieses Prinzen, der nach Aller Ausspruch ein vortrefflicher Mann war. Wahrlich, es ist ein großer Verlust für die Menschheit, wenn ein edler, rechtschaffener Mann, der hoch steht und einen großen Wirkungskreis hat, der Welt entrissen wird. Der Genius der Menschheit läßt eine heiße Thräne auf sein Grab rinnen. Wehe der Hand, durch welche dieser Edle fiel; er hat einen großen Raub an seinen Nebenmenschen begangen."

Wir selbst würden diesen Raub wenig beklagen, wenn von dem Gefallenen weiter nichts übrig geblieben wäre, als diese und ähnliche Lobeserhebungen, die in unseren Augen gar keinen Werth besitzen, weil sie in Deutschland von jeher an die unbedeutendsten Personen einer vornehmen Geburt verschwendet worden. Was uns ihnen diesmal aber Glauben beimessen läßt, das sind die Briefe an

die Gräfin Lichtenau. Diese rühren und flößen uns Theilnahme ein, weil wir darin den Schmerz und die Tiefe einer Seele finden, welche in jener Zeit der lächelnden Frivolität nur eine Seltenheit gewesen sein können. Sie gewinnen unser Interesse noch um so mehr, wenn wir bedenken, daß die so abgöttisch Verehrte selbst nicht den rechten Werth darauf zu legen verstanden, oder vielleicht darauf nicht legen durfte. Es kann sehr leicht sein, daß Friedrich Wilhelm eine zweite Ehe seiner Freundin nicht wünschte, nachdem er die erste durch den neuen Titel, den er ihr gab, gleichsam zu verwischen getrachtet hatte. Vorher hieß sie einfach Madame Riez, welches der Name eines Kammerdieners des Königs war, den sie geheirathet hatte, wir wissen nicht recht aus welchem Grunde. Wahrscheinlich nur, um die Bezeichnung Madame zu erhalten, weil sie zwei Kinder geboren, die der König nachmals zum Grafen und der Gräfin von der Mark erhob. Von dem ihr angetraueten Gatten selbst sagt sie in ihrer Apologie: „Mit diesem Manne wohnte ich nie unter einem Dache, sah ihn nie anders, als wenn er Geschäfte beim Könige hatte und auch dieses äußerst selten.“ Die „geheime Geschichte“ erzählt: Riez, der Beutelschneider und Schalksnarr habe, als der Kronprinz bei seiner Frau im Bette lag, den Ganymed gemacht, was der obigen Erklärung nach, im Fall dies wirklich sich ereignete, nicht eben sehr befremdlich sein dürfte. Wilhelmine Enke war von früher Jugend an, wie wir gesehen haben, die erklärte Geliebte Friedrich

Wilhelms. Als Riez sie heirathete, wird er ohne Zweifel von der Rolle unterrichtet gewesen sein, die er in dieser Ehe zu spielen hatte. Schlecht und gemein, wie man ihn, und wohl mit Grund uns schildert, kam es ihm bei diesem Act gewiß nur auf ein gut Stück Geld und den Befehl seines Herrn an. Uebrigens hat er sich später anderweitig verbunden; die Gräfin Lichtenau aber gegen jede Gemeinschaft mit ihm protestirt, und zwar nicht ohne einen gewissen vornehmen Stolz auf ihre Standeserhöhung, den die Angaben in ihrer Apologie zwar nicht eingestehen, viele ihrer Freunde, und darunter auch Dampmartin, aber als die hauptsächlichste Ursache ihrer nachfolgenden traurigen Schicksale angesehen wissen wollen. Ein gewisser Leopold von Brenkenhof, bekannt als der Verfasser der „Paradoxa: militairischen und nicht militairischen Inhalts“, schrieb ihr schon unter dem 3. Mai 1798: „Theuerste, stets geliebte und geehrte Freundin! Sie wissen's, wie sehr ich von jeher Anti-Aristokrat gewesen bin und werden es mir also verzeihen, daß, da Sie mir in Ihrem Schreiben das außerordentliche und unschätzbare Vergnügen gemacht haben, mich — wie ich es auch zu verdienen glaube, als Ihren alten wahren Freund behandeln — ich in Zukunft die Worte: gnädige Gräfin Hochgeboren, und den übrigen aristokratischen Krimskrams in meinen Briefen weglassen und nach alter vormaliger vertrauter Art an Sie, theuerste Freundin, schreiben werde, und dieses um so mehr, da ich überzeugt zu sein glaube, daß, wenn Sie nicht in den Grafenstand wären erhoben

worden, das Publikum nie würde aufgehört haben, Sie zu schätzen und zu lieben. Dadurch wurde der Stolz der Vornehmen beleidigt und Sie bei solchen ebenso verhaßt, als bei der Kaste, über die Sie sich erhoben und deren Neid dadurch erweckt wurde.“ Dampmartin aber sagt: „Fräulein Enke und die Frau Riez hatten sich befriedigt gefunden in der Umgebung von Verwandten, Freunden und Personen zu leben, die der ehrenwerthen Klasse des Bürgerthums angehörten und zu denen sich einige ausgezeichnete Künstler in ganz ungenirter Weise als die hauptsächlichste Zierde der kleinen Zirkel gesellten. Die Gräfin Lichtenau aber machte Anspruch auf die große Welt. Ihre angeborenen Neigungen und eine lange Gewohnheit ließen ihr die Unabhängigkeit ebenso angenehm, als die Etikette langweilig erscheinen, nichtsdestoweniger aber verzichtete sie auf den Hang ihres Herzens um ihren Stolz zu nähren. Sie opferte dadurch manchen ihrer Standesgenossen auf, von denen die Meisten die Erlaubniß ihr Haus betreten zu dürfen, für eine glänzende Auszeichnung gehalten und Viele darunter sie mit einer aufrichtigen Freundschaft vergolten hatten. An die Stelle dieser kam nun ein hohes Gepränge, das sie mit Mißtrauen, Politik und den auserlesensten Künsten der Schmeichelei umringte, niemals aber zu ihrem Herzen sprach, sondern darunter nur einen unversöhnlichen Haß verbarg. Verblendet durch eine vorübergehende Gunst des Glückes, war sie weit davon entfernt daran zu denken, daß die Umarmungen der vornehmen Damen sie eher in ihrem neuen Range zu ersticken,

als darin zu befestigen trachten mochten. Das Rauchfaß der Höflinge durfte sie ungescheut schlagen, ohne daß sie dadurch aus ihrem Taumel erweckt wurde. Die düstern Blicke, welche die Glieder der königlichen Familie auf sie warfen, erfüllten sie mit keinem Schrecken. Die Güte der Königin, die sich in der That mehrfach in übertriebener Art dargethan hatte, war erhoben durch zu viel Geist und Tugend, um den mindesten Zweifel über den Schmerz zu lassen, den ihr die Herablassung verursachte, mit der sie ihr Portrait an die Nebenbuhlerin gab, die ihr die Liebe ihres angebeteten (?) Gatten entzog. Verschlossen dem Rathe ihrer Freunde, kalt gegen die Bitten ihrer Eltern und ungerührt von den Thränen des Fräulein Chapuis, der Vertrauten der Gräfin, schritt diese furchtlos der kränkendsten Begegnung und der völligen Ungnade entgegen. Die geistreiche Verfasserin der „Ourika" hat in der Kenntniß, die sie von den Schwächen des Geistes und den Geheimnissen des Herzens besitzt, das Urtheil gesprochen, welches die Frau verdammt, die der Monarch allein durch seine Macht erheben wollte. „Die Philosophie stellt uns über die Mängel des Glücks, aber sie kann nichts gegen die Mängel, die aus der gebrochenen Ordnung der Natur entstehen. Ourika hat nicht ihr Geschick erfüllt; sie hat sich ohne Erlaubniß in die Gesellschaft gedrängt: die Gesellschaft hat sich gerächt." Die prunkvollen Tafeln, die glänzenden Feste, die herrlichen Bälle und selbst das prächtige Schauspiel erlauchte Häupter, die Minister vieler Regenten, die Großen des Hofes, die durch ihre Ämter

oder ihre Reichthümer ausgezeichnetsten Männer der Stadt und die Frauen, welche sich zu dem Anspruch berechtigt glaubten, alle Blicke auf sich zu ziehen, um sich versammelt zu sehen, ließen die Gräfin nichts als eine Genugthuung der Eitelkeit genießen, die nur gar zu flüchtig war, und von welcher wenige Augenblicke hinreichend erschienen, sie in das Unglück zu ziehen. Man sah sie ungeduldig für diese Tage des Scheines Entschädigung suchen in ihren kleinen Abendzirkeln, in denen Heiterkeit und Wohlwollen herrschten."

Am glücklichsten und glänzendsten übrigens schien sich die Gräfin Lichtenau in dem Bade Pyrmont zu befinden, in das sie den König mehrfach begleitete und welches dieser mit der ganzen Grafschaft für seine Favoritin zu kaufen die Absicht hatte. Sie selbst, wie sie sagt, verhinderte das. Dampmartin aber erzählt, daß sie hier wie eine Königin behandelt und ein stattliches Gefolge fand, unter dem sich viele glühende Verehrer für die Gräfin besonders hervorthaten. Er spricht dabei auch von einem russischen Grafen Subof (Zuboff), dem letzten Günstling der großen Katharina. Da der Chevalier de Saxe, so viel wir wissen, von einem Gegner dieses Namens getödtet wurde, so ist anzunehmen, daß dies derselbe und die Ursache des Duells wahrscheinlich eben die Gräfin Lichtenau war.

Bei Gelegenheit des letzten Aufenthaltes in Pyrmont 1797, während dessen der König schon die deutlichsten Vorzeichen des Todes spürte, wird in den Dampmartin-

schen Memoiren erwähnt, daß mit dessen eigener Bewilligung in die Gräfin gedrungen wurde, sich nach England zu begeben, um im Falle seines Dahinscheidens gesichert zu sein vor der etwanigen Ungnade des Nachfolgers. Aber die Gräfin Lichtenau, durch ihre Liebe und Erkenntlichkeit, wie es heißt, an Friedrich Wilhelm gefesselt, trotzte den üblen Folgen derselben. Keine Rathschläge, keine Versprechungen und drohenden Vorhersagungen ihres Schicksales konnten sie erschüttern. Sie kehrte mit dem Könige nach Potsdam in das sogenannte Marmorpalais zurück, „dessen Annehmlichkeiten und Reize", wie Dampmartin schreibt, „umhüllt schienen von dem düstern Schleier des Todes. „Der Luxus", fährt er fort, „welcher den Augen die Meisterstücke der Kunst, der Industrie und des Genusses, den nur der auserlesenste Reichthum zu verschaffen vermag, in ihrer reizendsten Fülle darbot, verdoppelte den Schrecken der Vernichtung. Zeuge eines langsamen und schmerzlichen Ablebens, schaudere ich zurück vor der Aufgabe, die Umstände desselben zu wiederholen. Bei Annäherung der letzten Stunde eines Monarchen ist es nur gar zu gewöhnlich, daß die Begierde, der Ehrgeiz, die Gemeinheit, die Schmeichelei und die Undankbarkeit, kurz, um es mit zwei Worten zu sagen, die lasterhaften Leidenschaften, ihre Maske vom Antlitz ziehen. Ich hatte Ursache, vor der gehässigsten Verdorbenheit zu erzittern, als ich die Gräfin Lichtenau heute niedrig vergöttert, morgen vernachlässigt, übermorgen verlassen und am vierten Tage gefangen und zum Gegenstand eines allgemei-

nen Hasses geworden sah. Die Spottgedichte, Libells, Karikaturen, Beleidigungen uud Verläumdungen regneten förmlich auf diese Unglückliche herab. Unter ihren Verfolgern aber machten sich als die Hartnäckigsten und die Nichtswürdigsten bemerklich, die mit Unverschämtheit kurz zuvor ihren Schutz gefordert und mit hündischer Demuth ihre Hülfsleistungen empfangen hatten."

Die Gräfin selbst schildert die Umstände beim Tode des Königs in ihrer Apologie wie folgt: „Vom 26. September 1797 an," heißt es dort, „an welchem Tage der König nach Potsdam ging, bis zum 16. November, als seinem Sterbetage, war ich stets um ihn, außer zweimal, wo ich auf seinen Befehl nach Berlin fahren mußte, um ihm einige Arzneien aus seinem Schranke zu holen."

„Den 15. November, Abends halb neun Uhr, befand sich der König sehr übel und spie Blut. Ich hielt ihm mein Schnupftuch vor, eilte damit in das daranstoßende Zimmer, und zeigte dem dort anwesenden Geheimerath Selle die ausgeworfene Blutmasse, welcher mich, bei dem dadurch erlittenen heftigen Schreck, ermahnte, mich zu fassen, indem die Leiden des Königs sich ihrem Ende näherten, zugleich erinnerte er mich, wie er mir schon vor sechs Wochen in Gegenwart des Geheimeraths Brown gesagt habe, daß der König nicht zu retten sei. Ob ich gleich hierauf schon länger vorbereitet war, so ergriff es mich doch so heftig, daß ich in der Angst und Verzweiflung in den Garten lief, um Luft zu schöpfen, und mich zu sammeln. Dort begegnete mir meine Kammerjungfer,

Henriette Plöger, die mich in einem solchen Zustande von Bewußtlosigkeit sah, daß man mich nach Hause und zu Bette bringen mußte. Der nämliche Geheimerath Selle wurde gleich vom Palais geholt, fand meinen Zustand sehr bedenklich, und es mußte auf der Stelle ein reitender Bote nach der Stadt um Arzenei eilen. Nach einigen Stunden, als ich meine Besinnung wieder erhielt, ließ ich dem Geheimerath Selle meinen dringenden Wunsch, wieder zu dem Könige zu gehen, zu wissen thun. Dieser kam darauf zu mir, erlaubte mir aber um der fortwährenden Bedenklichkeiten meines Zustandes nicht, das Bette zu verlassen. Nach einer Stunde schickte ich abermals an den Geheimerath, ließ ihm sagen, ich würde mich nicht mehr zurückhalten lassen, und wünschte von dem Befinden des Königs Nachricht zu erhalten. Die Antwort war, der König schliefe, und ich erhielt auf mein wiederholtes öfteres Anfragen immer dieselbe Antwort. Die letzte gegen den Morgen des folgenden Tages war, der König habe gut geschlafen und sei etwas besser: — alles Täuschung, blos damit ich ihn nicht noch einmal sehen sollte! — Bald darauf traten meine Mutter, mein Sohn, sein Hofmeister, der Oberst Dampmartin und meine Gesellschafterin Chappuis mit thränenden Augen vor mein Bette. Dies fiel mir auf! Mit Hastigkeit fragte ich, was vorgefallen sei? sprang sogleich mit einer unbeschreiblichen Beklemmung aus dem Bette und unwillkührlich an das Fenster. Da sah ich eben die Garde mit ihren weißen Stiefeletten, mit langsamen, feierlichen

Schritten vorüberziehen und den Weg nach dem Schlosse nehmen. Ich kannte die Sitte, daß die Leichname der Könige immer durch diese Garde bewacht werden. Der Gedanke von dem Tode des Königs trat lebhaft vor meine Seele; ich that einen Schrei und sank in meine Kniee. Meine Mutter knieete betend neben mich und sagte zu mir: Ja, Friedrich Wilhelm hat ausgelitten; er ist dort, wo aller Schmerz ein Ende hat! — In dieser Stimmung, die an Verzweiflung gränzte, umgeben von meinen trauernden Angehörigen, wurde mir durch den Herrn Obersten Zastrow und den Major Kleist, im Namen des neuen Königs, der Arrest angekündigt" —

Ueber diesen ersten Arrest giebt Dampmartin in seinen Memoiren den genauesten Bericht. Er lautet: „Während der vier ersten, durch den Tod Friedrich Wilhelms des Zweiten verursachten tiefen Trauertage, trank die Gräfin Lichtenau mit langen Zügen den bittern Kelch des Schmerzes. Diejenigen, welche ehedem am Reichlichsten den Weihrauch der Schmeichelei zu ihren Füßen ausstreuten, flohen besorgt wie sie waren, ihr ja kein Zeichen des Mitleids zu geben, ihren Aufenthalt zuerst. Physische Leiden verschlimmerten noch den Zustand grausamsten Verlassenseins dieser Unglücklichen. Ich eilte ihr Hülfe zu verschaffen; unnützer Versuch! Meine guten Freunde sowohl als meine andern Bekannten wichen mir mit solch einer Geschicklichkeit aus, daß ich sie nicht erreichen konnte. Die Militairs zeigten sich gefälliger. Ein alter General-Lieutenant des Garderegiments, den ich

zum Erstenmale sah, hörte meinen Bericht an, suchte dann gleich Aerzte zu schaffen und gestand mir bald darauf, daß diese Herren unerbittlich blieben. Dann schlug mir dieser Ehrenmann den Wundarzt des Bataillons, welches er befehligte, vor, dessen Geschicklichkeit und Erfahrung er mir rühmte. Ihm verdankte die Gräfin eine ziemlich schnelle Herstellung. Sie erstaunte über etwas ihren Augen ganz Neues: das bescheidene und stille Verdienst.

Auf ewig von der Geschichte gebrandmarkte Tyrannen haben behauptet „daß der Leichnam eines Feindes Wohlgeruch athmet.“ Den meisten Menschen widerstrebt solch eine Verderbtheit, aber nur wenige sind edelmüthig genug, um nicht einen geschlagenen Feind mit Vergnügen zu betrachten. Zwei durch ihren Grad in der Armee und durch ihre Stellung am Hofe angesehene Personen suchten eigends die Erlaubniß nach die Gräfin zu sehen, nur um das Vergnügen zu genießen, Zeugen ihres Mißgeschicks zu sein. Mit heuchlerischer Theilnahme beklagten sie ihr Unglück und suchten sie über die Gesinnungen des jungen Königs zu beruhigen. Einige Elende aus der Hefe des Volkes, sagten sie, möchten gegen die Gräfin eingenommen sein, aber alle anständigen Leute sprächen sich zu ihren Gunsten aus. Ihrer Rathschläge waren eben so viele als ihrer Hoffnungsgründe. Ich besaß nicht Scharfblick genug, um in solchen Scenen ein Gewebe von Lügen, Ironie und Bosheit zu erkennen. Als Soldat und Freund der Wissenschaft, niemals dem Hofe

nahe, waren mir sowohl die Schlechtigkeit, als die Eifersucht, der Ehrgeiz, der Haß uud die Rachsucht, welche jede Größe feindlich umgeben, fremd geblieben.

Endlich hatte die Ungewißheit, deren Qualen bald so furchtbar werden, daß man dazu gelangt die Gewißheit des Unglücks vorzuziehen, ein Ende. Den fünften Tag um fünf Uhr Morgens kam ein Major des Garde-Regiments, um das Feld der Illusionen zu zerstören. Nachdem er das Schicksal der Uebrigen bestimmt, redete er mich an wie folgt: „Meine Befehle lassen Ihnen die Freiheit, mein Herr, in diesem Hause zu bleiben, oder sich daraus zurückzuziehen. Ehe Sie mir eine Antwort geben, überlegen Sie dieselbe wohl, weil sie unwiderruflich bleiben muß.“ — „Herr Major, ich schwanke keinen Augenblick bei diesem beklagenswerthen Ereigniß. Ich habe mich der Frau Gräfin Lichtenau genähert, als sie auf dem Gipfel der Gunst war, und werde sie nicht in dem Augenblick verlassen, in welchem das Glück sich von ihr abwendet.“

Mein Benehmen in dieser mißlichen Lage ist der Gegenstand von Lobsprüchen sowohl als von Tadel und selbst von Spott geworden. Die sich widersprechenden Urtheile waren sämmtlich übertrieben. Meine Ansprüche auf Lob wurden zum großen Theile durch das Geständniß beeinträchtigt, daß ich nur der ersten Eingebung folgte, und daß ich die etwa zu fürchtenden Folgen nicht berechnete, während andererseits die Vorwürfe über eine zu große Hingebung, die zu verurtheilen sei, schweigen mußten gegen die

Stimme der Ehre, welche es niemals erlaubt einen Unglücklichen zu verlassen, besonders aber dann nicht, wenn eine frühere Wohlthat, sei sie an sich noch so unbedeutend, demselben Anspruch auf Dankbarkeit verleiht. Sobald der Spott sich gegen eine Handlung der Pflicht und Ehrenhaftigkeit wendet, muß er ohnmächtig werden, weil er einer solchen gegenüber nichtig und elend erscheint.

Der getreue Bericht eines der zweiundvierzig Tage, welche ohne den Schatten einer Abwechslung dahinschlichen, möge beweisen, daß meine Gefangenschaft nicht schlimmster Art zu nennen war. Um acht Uhr Morgens kamen mit Einheizen beauftragte Leute und zündeten geräuschvoll Feuer im Ofen an; dieses Feuer brannte so heftig, daß ich, obgleich ich zu ebener Erde wohnte, und obgleich die Kälte draußen so streng war, daß das Auge nichts als Schnee und Eis erblickte, genöthigt war, um nicht zu ersticken, die Fenster zu öffnen.

Um zehn Uhr wurde mir ein reichliches Frühstück, bestehend aus Kaffee mit Sahne, und Brot und Butter, gebracht. Dann ging ich zu der Gräfin, die mit beinahe wunderbarer Ausdauer zwei Stunden hintereinander immer dieselben Klagen, Betrachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen wiederholte. Der Appell für die Gefangenen, den der Major du jour mit deutscher Feierlichkeit um Mittag vornahm, erlöste mich von meinen Leiden als Zuhörer.

Während der nun folgenden Toilette der Gräfin, war ich ungestört. Um zwei Uhr, zur Essensstunde, trat sie auf das

Sorgfältigste geschmückt bei mir ein. Der Befehl des Königs, welcher über meinem Kamin angeschrieben stand, ordnete unsern Küchenzettel an: Bouillon, Gemüse, eine süße Zwischenspeise, Braten mit Salat, drei Schüsseln mit Dessert, zwei Flaschen französischen Weines, die eine roth, die andere weiß, und zwei Portionen Kaffee.

Gewiß hatten wir Ursache mit dem Willen des Herrschers zufrieden zu sein; aber unglücklicherweise hing die Ausführung desselben von den Launen seiner Diener ab; die Hofköche bedienten uns wochenweise. Einige unter ihnen glaubten gegründete Ursache zu haben, die Gräfin zu hassen, und benutzten die Gelegenheit sich zu rächen. Die Zahl der Gerichte durfte zwar nicht abgeändert werden, aber oft waren dieselben ungenießbar. Der immer vortreffliche Kaffee würzte entweder die guten Diners, oder tröstete uns über die schlechten. Um sechs Uhr bot uns der Thee eine kurze Zerstreuung dar. Das Abendbrot, welches aus einem Gericht Fische, Gemüse und Dessert bestand, wurde um neun Uhr eingenommen.

Mit dem Schlage zehn zog sich die Gräfin in ihr Zimmer zurück. Ich kann ohne Uebertreibung und ohne die geringste Bitterkeit behaupten, daß es eine wahre Qual war, die Stunden des Tages auszufüllen. Zuweilen saßen wir uns gegenüber, dann gingen wir nebeneinander auf und ab; aber was wir auch beginnen mochten, die Gräfin verblieb in derselben Niedergeschlagenheit; sie ermüdete nicht ihre Klagen so wörtlich zu wiederholen wie ein Papagai. Zwei Kartenspiele dienten uns sehr

zur Aushülfe; nicht daß uns etwa in den Sinn gekommen wäre, zu spielen, sondern meine gute Gräfin suchte daraus Prophezeihungen für ihre Zukunft zu lesen.

Eine Commission, deren Mitglieder Anspruch auf Achtung besaßen, und Vertrauen einflößen mußten, linderte nach Verlauf von sechs Wochen einigermaßen unsern Zustand. Ein zweistündiger Spaziergang täglich kam unserer Gesundheit zu statten. Auch durften wir Correspondenzen führen. Mir wurde die Freude zu Theil, die Befürchtungen meiner Eltern zu beruhigen. Der älteste Sohn des Predigers Erman, welcher selbst Pastor in Potsdam war, suchte jede Gelegenheit sich gefällig zu erweisen, und sandte mir Bücher. Ich wünschte mir Kleidungsstücke, aber alle meine Sachen waren versiegelt.

Das erste Verhör genügte, um die Commissarien zu überzeugen, daß die Gräfin, weit davon entfernt, den Geist, die Kenntnisse, den Charakter, mit einem Wort, die geeigneten Mittel zu besitzen, um einen gefährlichen Einfluß auszuüben und verborgene Pläne zu verfolgen, nicht einmal fähig war, die Unvorsichtigkeit ihres Benehmens im Geringsten zu entschuldigen. Ich hatte das Glück, daß mein Rath und meine Ermahnungen der Angeklagten zum Vortheil gereichten.

Bei dem ersten Lärm von der Ungnade der Gräfin ergoß sich über die Unglückliche in Schmähschriften, Spottliedern, Journalen und Karrikaturen eine wahre Fluth von Kränkungen. Nun ließ die Gährung wieder nach und das Publikum äußerte sich weniger heftig über

eine Frau, welche von der Laune und der Wuth der öffentlichen Meinung so grausam behandelt worden war.

Nachdem die Commissarien den ihnen ertheilten Auftrag ausgeführt hatten, der darin bestand, einen Bericht zu machen, nach welchem über die Sache vom Gericht oder dem Conseil des Königs das Urtheil gesprochen werden sollte, empfahlen sie sich uns beim Abschied in einer Weise, die keinen Zweifel über ihre Theilnahme ließ. Beyme, der das Amt eines Kanzelisten inne hatte, kam zum Erstenmale in seinem unscheinbaren, aber ehrenwerthen Stand zum Vorschein. Niemand wußte, daß der König ihm als Kronprinz eine geheime Gunst zuwandte. Die bedeutende Rolle, die er nun übernehmen sollte, hatte Niemand entfernt vermuthet. Ich bat ihn um eine Unterredung von wenigen Augenblicken; in dieser bot er der Gräfin seine besten Dienste an; aber sie besaß keinen hinlänglichen Scharfblick, um zu entdecken, daß ein als klug, bescheiden, ja sogar blöde bekannter Mann, in der Ueberzeugung seiner Kraft, den Ton der Zuversicht annahm. Ihre unendlich frostigen Dankesworte machten ihr ihn zwar nicht zum Feinde, aber ließen sie einen Beschützer einbüßen.

Die Nacht vom 16. Februar 1798 las ein Secretair des Cabinettes der Gräfin in Gegenwart des General Rüchel den Befehl vor, welcher sie ihres Vermögens beraubte, ihr den Besitz ihrer Diamanten zur Bezahlung ihrer durch großen Leichtsinn verursachten Schulden überließ, sie auf eine lebenslängliche Pension von vier=

tausend Thalern beschränkte, und ihr zum Gefängniß die Festung von Groß-Glogau anwies. Die Ueberraschung, der Schreck und die Verwirrung veranlaßten schreckliche Auftritte. Der Dichter, Geschichtsschreiber und Maler würde eine Menge jener Züge beobachtet haben, welche das wahre Talent anregen.

Eine eilige Abreise bringt besonders bei den Frauen immer einige Verlegenheiten hervor. Der General ließ sich willig, um die Augenblicke der Erwartung abzukürzen, mit mir in eine Unterredung ein. Man hatte mir von mehreren Seiten einen wenig vortheilhaften Begriff von diesem Manne gemacht, welcher vorübergehend sich der Gunst des verstorbenen Königs und der Achtung des Publikums sowohl als des Vertrauens seiner Truppen erfreute. Bald eines Bessern belehrt, erkannte ich, daß er mit Geist Kenntnisse und Mäßigung verband. Es schlug zwei Uhr Morgens, als nach einem vorübergehenden Lärm die tiefste Stille herrschte. Niedergedrückt, wie ich war, von dem Gewicht der Aufregung, Langeweile und Besorgniß, überließ ich mich erst spät dem Schlafe.

Der erste Schimmer des anbrechenden Tages ließ noch kaum die Gegenstände deutlich erkennen, als die Thüren des Zimmers, in welchem ich schlief, mit Heftigkeit geöffnet wurden. Eine Art von Kastellan, den ein Diener und eine Magd begleiteten, und der die französische Sprache radebrechte, fragte mich im Tone der Verwunderung, was ich in diesem Hause mache; die Antwort

darauf war einfach; ich sagte ihm, daß ich gefangen sei; aber der Mann versicherte, daß ich träume und mir das Vergnügen mache, ihm Mährchen zu erzählen, weil mich nichts am Fortgehen hindere. Das war auch ganz der Wahrheit gemäß, denn als ich aus dem Fenster sah, bemerkte ich keine Schildwache mehr. Der Mann fügte hinzu: „Mein Herr, ich habe den Befehl, dieses Haus sogleich einzurichten, haben Sie also die Güte dasselbe ungesäumt zu verlassen.“ Ich bat höflich, man möge doch die Gefälligkeit haben, mir einen Wagen zu verschaffen, aber mir wurde nur eine grobe Weigerung; ebensowenig hörte man auf meinen Wunsch, mir wenigstens einen Commissionair zu rufen. Der Diener und die Magd luden eiligst meine bescheidenen Habseligkeiten auf. Es war mir bei dem besten Willen von der Welt nicht möglich, für die Bücher zu sorgen, welche mir Herr Erman geliehen hatte; der Kastellan rief: „Sie gehören dem Herrn Pastoren; man wird sie ihm schon bringen.“ Zu meinem großen Bedauern hat aber der gute Herr Erman dieselben nie wiedergesehen. Man nahm mich gewissermaßen bei den Schultern und warf mich hinaus.“

Die Gräfin Lichtenau aber sagt von dem Verfasser dieser Schilderung: „Der Baron von Keith war es, der mir ihn zum Hofmeister meines Sohnes empfahl, und mir ihn als einen Mann von Talenten, und zugleich von englischer Geduld rühmte. Er selbst schrieb an mich folgenden, sehr schmeichelhaften Brief:

„Gnädige Frau! Die Preise, welche die Hände der Grazie austheilen, überstrahlen alle übrigen an Glanz. Sie vermögen also mehr als irgend Jemand Talente durch Ihren Beifall zu ermuthigen und zu belohnen. Die Bescheidenheit würde mir das Zutrauen verbieten, Sie um denselben zu bitten, wenn nicht alle Furcht, durch die Lobsprüche, welche man einstimmig Ihren liebenswürdigen und wohlthuenden Eigenschaften ertheilt, schwinden müßte. Wenn Sie einen Blick auf die drei Schriften werfen mögen, welche ich die Ehre habe Ihnen zu überreichen, so verlieren Sie nicht aus dem Auge, daß sie von einem alten Soldaten herrühren, der wenig in der Schreibekunst geübt ist, und dessen frohe Tage den Pflichten gewidmet waren, welche die Ehre und die Galanterie auferlegen. Ich bin u. s. w. von Dampmartin, ehemaliger Oberstlieutenant der Dragoner von Lothringen. Berlin, bei dem Baron von Keith, Taubenstraße, den 6. Juli 1796.“

„Gleichwohl übereilte ich mich nicht mit meiner Wahl, sondern suchte ihn erst näher kennen zu lernen. Nachdem ich ihn aber dem Bilde des Barons von Keith ganz entsprechend gefunden, schloß ich mit ihm den Contract als Hofmeister meines Sohnes gegen eine jährliche Pension von 400 Rthlrn. auf Lebenszeit, und stellte ihm darüber eine gerichtliche Versicherung zu. Er trat seinen Posten an, und stand ihm mit aller Treue vor. Diese gute Zeit ging bald vorüber; der arme Dampmartin ward in mein Unglück verwickelt, und gerieth nebst mir, meiner Mutter und meinem Sohne in Arrest, den er

auch vier Monat ausgehalten hat. Dies Unglück für ihn war für mich ein wahres Glück! Ich fand an ihm, da seine Conversation mir nicht verwehrt war, und wir gemeinschaftlich drei Zimmer bewohnten, einen unschätzbaren Tröster. Nichts vermochte seinen Geist niederzuschlagen, er hingegen vermochte den meinigen durch Hoffnung besserer Zeiten aufzurichten; und wäre ja der verzweifelnde Gedanke eines Selbstmords bei mir entstanden: er allein würde ihn in der Geburt erstickt haben. Welch ein Verdienst um mich! aber er fügte demselben noch eine edle That hinzu! Ich hatte ihm eine Pension auf Zeitlebens versprochen, und war gerichtlich verbunden mein Wort zu halten. Ganz freiwillig, ohne dazu von mir mit Einem Worte gereizt zu sein, stellte er mir diese Verschreibung zurück, mit der Erklärung, daß er sie, die unter günstigeren Umständen gemacht wäre, jetzt nicht behalten könne. Das Einzige, was er von mir — nicht forderte, sondern erbat, war die kleine Summe von 20 Louisd'or, um sobald es sich thun ließe damit nach Uzes zurückreisen zu können."

Ueber ihre eigene Reise oder vielmehr über ihre Transportirung nach Glogau lesen wir in den „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichten der Mark Brandenburg" vom März 1798 folgenden Bericht aus Frankfurt a. d. Oder: „In der Nacht vom 16ten bis 17ten kam die Gräfin von Lichtenau in Begleitung eines Offiziers und einiger Frauenzimmer auf ihrer Reise nach Großglogau hier an und blieb bis des andern Tags Nachmittags um

2 Uhr im Gasthofe bei Herrn Merz. Ungeachtet im Thore nur der Name des Offiziers angegeben war, so hatte doch das enträthselte Incognito der Gräfin bereits von früh 6 Uhr an eine große Menge neugieriger Menschen vor ihr Quartier gezogen. Theils ihre Person, die durch ihre mannigfaltigen Schicksale in den Annalen der preuß. brandenburgischen Geschichte so merkwürdig geworden, und theils ihr schöner Wagen mit dem daran angebrachten Wappen hatte die Aufmerksamkeit auch solcher Personen auf sich gezogen, die sonst eben nicht gewohnt sind, Alles anzugaffen und anzustaunen, was ihnen in den Weg kommt. Die Gräfin trat in ihrem Zimmer oft vor den Spiegel und zeigte sich zuweilen am Fenster, ohne daß sie auf das Volk besondern Eindruck gemacht hätte. Sie schrieb ein Paar Briefe und schien hernach mit gutem Appetit zu speisen. Als aber das Schülerchor vor ihrem Quartier, wie man sagt, auf Veranlassung einiger Zuschauer, das Lied sang: Was Gott thut, das ist wohlgethan, so traten ihr die Thränen in die Augen. Um 2 Uhr führte sie der Offizier durch das Gedränge der Menschen in den Wagen, ohne daß etwas Beleidigendes vorgefallen wäre. Aber als der Wagen fortfuhr und die Gräfin den Zuschauern freundlich mit der Hand wiederholend ein Lebewohl zuwarf, da brach das Volk in ein lautes Gelächter aus und die Jungen schrien hinter dem Wagen her bis auf die Brücke."

Von Glogau aus, heißt es später in demselben Journale: „Die Gräfin von Lichtenau wohnt hier in dem

Hause der verwittweten Geheimeräthin Bessel. Sie lebt insofern eingezogen, daß sie keine öffentlichen Orte besucht, sonst macht sie Besuche und nimmt auch welche an. Jeden Markttag geht sie in Begleituug der Chappuis und ihres Bedienten auf den Markt und kauft selbst ein. Anfänglich hatte sie ein großes Gefolge von der neugierigen Menge hinter sich, allmälig fängt man aber an, sie zu ertragen. Sie erhält ihre sämmtlichen Briefe unerbrochen von der Post und kann frei mit Jedem correspondiren."

Die drei Jahre (sie blieb Gefangene bis 1800), die sie hier zubrachte, suchte sie sich so angenehm als möglich zu machen, besonders durch kleine musikalische Soiréen. In einer derselben wurde ihr der Musiker Fontano vorgestellt, ein Mann, der später unter seinem wahren Namen Franz von Holbein in der Theaterwelt durch mehrere Stücke und Bearbeitungen von Dichterwerken, die er, wie z. B. das Kleist'sche Käthchen von Heilbronn auf die allerabgeschmackteste Weise verstümmelte, bekannt geworden ist. Damals aber zog er noch umher wie ein Troubadour des achtzehnten Jahrhunderts, das Liebeslied, die Romanze, das italienische Ritornell auf den Lippen, die Guitarre in der Hand, ein romantischer Lautenschläger der sentimentalen Vergißmeinnichtzeit, welche als stricter Contrast aus der üppigen Frivolität und als der abgeblaßte und larmoyante Begriff einer Art von bereuender Aschermittwochs-Moralität hervorging, die keinen gesunden Boden und keine reine Lebensluft hatte. Zuerst bei

einem Lottogeschäft in Lemberg mit 400 Fl. Gehalt angestellt, verläßt er diesen Posten, um in der weiten Welt sein Glück zu machen. Er spielt auf kleinen Bühnen Helden- nnd Liebhaber-Rollen, giebt Concerte und schreibt Theaterstücke. Bald hier, bald dort, durchzieht er als fahrendes Genie Ungarn, Oesterreich und Preußen, wie es scheint, kümmerlich sein Leben fristend. Durch Zufall oder vielleicht auch durch Absicht nach Glogau gekommen, benutzt er den günstigen Moment, sich die Gunst der schönen Gefangenen zu verschaffen. Er singt ihr seine rührendsten Strophen, wirft ihr seine glühendsten Blicke, seine enthusiastischsten Worte zu. Auch entdeckt er sich ihr als Cavalier, verschafft ihr die Beweise seines Adels und wirbt um sie. Nicht offen, nicht geradezu. Das wäre für jene Epoche der verblümten Sentiments zu plump, zu massiv, zu wenig romanesk gewesen. Nein, man arrangirt eine Scene, es giebt eine rührende Situation. Fontano kommt eines schönen Tages, um Abschied zu nehmen. Seine Stimme zittert, seine Wangen sind blaß, seine Augen haben einen melancholischen Glanz. Er seufzt, er spricht von den glücklichsten Stunden seines Lebens, von dem Schmerze der Trennung. Die Gräfin Lichtenau selbst erzählt diese Geschichte in ihrer Apologie. Es heißt darin: „Bis dahin war noch kein Gedanke an mehr als Freundschaft und Wohlwollen, wie schon daraus erhellt, daß Fontano sich nach einiger Zeit ernstlich zu einer neuen Reise rüstete. Ohne ihn davon abzuhalten, suchte ich bloß seine Wanderschaft zu erleichtern; und

jetzt erschien er, um von mir Abschied zu nehmen. Dieser kritische Augenblick erzeugte entweder, oder offenbarte blos die bisher schon entstandene Liebe bei ihm oder bei mir. Er wollte und sollte, aber er konnte nicht fort; und mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit sagte er, er wünschte bei mir zu bleiben, selbst auf die Bedingung, mein Diener (im strengsten Sinne des Worts) zu sein! Thränen der Rührung stürzten aus meinen Augen, ich riß eine goldene Kette vom Halse, und band sie ihm um den Arm. Innig küßte er mir die Hand, und fragte, ob er sich diese Handlung nach seinem Wunsche auslegen dürfe? Ich bejahte es; er blieb, und jedes zärtliche Herz wird mich ohne Weiteres verstehen. An eine Heirath ließ sich indeß noch nicht denken; ich war ja bis jetzt noch eine von sich nicht abhängige Staatsgefangene! Indeß schlug die Stunde meiner Erlösung, jedoch auf Bedingungen, von denen ich nichts weiter sagen will, als daß sie manches Unannehmliche hatten. Sein Zureden half meinen Entschluß befördern, und ich verließ Glogau als eine freie Person. Geschäfte führten mich erst zu meinem Bruder nach Falkenhagen; dann wieder nach Glogau; und nun erst nach Breslau, wo ich mich niederließ, und den sogenannten Bischofsgarten vor'm Ohlauer Thore miethete."

Noch ehe sie sich aber häuslich in ihrem neuen Eigenthume niederließ, wurde dies der Schauplatz einer blutigen Katastrophe, die vielfach von sich reden gemacht und über welche die Gräfin selbst den nachfolgenden Aufschluß

giebt: „Ich war genöthigt, in Breslau eine Auction anzustellen;“ erzählt sie, „bei dieser Gelegenheit lernte ich die unglückliche Therese Trojer kennen, und sah sie seit dieser Zeit zuweilen. Eben war ich im Begriff, eine Reise nach Polen, zu meiner Tochter, damaliger Gräfin Miaskowski, zu machen. Dies erfuhr sie, schickte zu mir, und ließ mich vor meiner Abreise noch um einen Besuch bitten. Als ich zu ihr kam, lag ihr Mann im Bette. Sie führte mich in eine abgelegene Kammer, flehte mich auf den Knieen um Erbarmen an, zeigte mir ihren Rücken und Arme, welche braun und blau geschlagen waren, und sagte: ihr Mann habe sie wegen 4 Groschen, die ihr in der Marktrechnung von 4 Rthlrn. gefehlt, so unmenschlich behandelt, und geschworen, sie zu ermorden. Diese unglückliche Frau, die hier völlig fremd war, jammerte mich. Ich versprach ihr, sie wo möglich zu schützen, indem ich bei meiner Abreise dem Herrn von Holbein und noch zweien in meinem Hause befindlichen Damen, der Frau von Faber und der Frau von Bock, hinterlassen würde, sie in meiner Abwesenheit in mein Haus zu nehmen. Ich reiste ab; und Herr von Holbein, um in dieser Sache ganz sicher zu gehen, wirkte einen gerichtlichen Erlaubnißschein aus, sie in meinem Hause vor der Wuth ihres Mannes zu schützen. Der Fall trat ein; sie kam während meiner Abwesenheit in meine Wohnung, und noch vor meiner Zurückkunft stieß ihr Trojer hier den Stahl in's Herz. Nicht in Breslau, sondern in Oppatowek in Polen, hörte ich zuerst diese Geschichte

von dem mir nachreisenden Herrn von Holbein und von meinem Sohne erzählen. Meine Unschuld daran also liegt am Tage! In wie fern nun Herr von Holbein Trojern Anlaß gab, eifersüchtig zu sein, ist mir unbekannt. Ich will ihm nicht vorgreifen, und überlasse es ihm selbst, sich gegen diese Beschuldigung des Herrn von K. (Herrn von Kölln in seinen „Vertrauten Briefen“) zu vertheidigen. Das nur will ich noch hinzusetzen, was mir mein Sohn erzählt hat. Als Trojer das Mordinstrument (ein Tischmesser) schon vom Tische genommen; als er die Therese mehrmal gefragt, ob sie wieder zu ihm kommen wolle, und sie es ihm wiederholt abgeschlagen — verlangte Trojer Herrn von Holbein im Nebenzimmer allein zu sprechen. Dieser war auch dazu bereit; mein Sohn widersetzte sich aus allen Kräften, daß er es nicht thun solle. Trojer schalt darüber meinen Sohn aus, dieser aber blieb dabei, und das tête-à-tête kam nicht zu Stande. Gleich darauf erfolgte die Ermordung, und zugleich gab Trojer sich selbst mehrere Stiche. Was er nun mit Holbein wollte — ob bloß sich mit ihm zanken, oder ihn gar seiner Wuth aufopfern — ob es, wiewohl ungegründete, Eifersucht (dazu brauchte man, dünkt mich, die Therese nur zu sehen!) — oder Verdruß und Aerger darüber war, daß seine Geliebte in meinem Hause Schutz fand, und ihn eben jetzt durch Holbein fand — das Alles weiß ich nicht; Gott weiß es! —“

Inzwischen lebte sie in Breslau mehrere Jahre, wie

sie selbst sagt, in glücklicher Ehe. Die Briefe, die Franz von Holbein aus Paris an sie schrieb, wohin er 1803 wegen musikalischer Zwecke ging, und die seine Frau in ihrer Apologie mitgetheilt hat, athmen in der That auch alle eine große, feurige Liebe. Sie sprechen nur immer von der Sehnsucht nach ihr, von der Freude an sie zu denken, von dem Glück ihre Zeilen zu küssen. Einmal heißt es darin: „Mein Herz hängt mit der zärtlichsten, reinsten, innigsten Liebe an Dir.“ Dann schreibt er: „Bleibe mir gut, halte mich Deiner Liebe, Deiner Achtung werth und Du hast den glücklichsten Menschen zum Mann, der je in dieser Welt noch lebte.“ Später wieder ruft er aus: „Du mein Weib! O, welch ein Glück! Wann werde ich Dich wiedersehen! Wann Dich wieder an mein liebendes Herz drücken?“

Derselbe Ton herrscht in den Briefen, die er später an die Gräfin Lichtenau sendet, als diese nothgedrungen eine Reise nach Berlin machen mußte, um ihre Geldangelegenheiten zu ordnen. Der eine davon lautet: „Breslau, 25. Januar 1804. Gott gebe, daß ich Dich bald wieder habe; denn mit Zuversicht glaube ich, daß der König unfähig ist, nicht Rücksicht auf Deine überstandenen Leiden zu nehmen. Wir sehen ja jetzt doch endlich einmal ein Ende; laß es sein, so schlimm es will, so haben wir noch immer auf ein Glück zu rechnen, was wir uns selbst schaffen können. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß nun endlich die Zeit gekommen, welche die Krisis unserer Lage gereift. Ja, liebe Frau, diese Hoffnung,

diese Zuversicht, mit der ich nun ein Ende unserer Leiden sehe, läßt mich ganz über bevorstehende Kränkungen und Leiden hinwegblicken. Ja, sie läßt mich eine Zeit hoffen, in der wir weder Kammer-Gerichts-Acten, weder Klagschriften, noch Bettelbriefe erhalten werden. Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren. Man wird aufhören uns zu beneiden, und da auch eher unsern persönlichen Werth zu erkennen anfangen.“ —

„Zufriedenheit, die Mutter jedes Glücks, werde uns zu Theil! Was frage ich nach Allem, wenn Du mich nur stets liebst, wenn nur Du mir stets lieblich lächelst? Alles was Entbehrung heißt, vergesse ich im selig belehrenden Genuß Deiner Gesellschaft, ja mich selbst, und werde ein Theil Deines Ichs. — Du lächelst, und meinst, ich werde romantisch? Lächle nicht! Denn die schönsten Gefühle sind den meisten Menschen fremd, und nur darum hält er oft eine Empfindung überspannt, deren er nicht fähig ist. Laß uns drum immer diese schönen Gefühle der idealischen Welt näher bringen, denn nur in ihr blüht des Menschen wahres Glück.“ —

Dieses Glück aber zerstörte Franz von Holbein sehr bald mit seiner eigenen Hand. Um nicht weitläufig oder ungenau zu sein, lassen wir darüber wieder die Gräfin Lichtenau selber sprechen. In ihrer Apologie sagt sie: „Es war am 31. Januar des Jahres 1806, als mein Mann mich verließ. Verließ? So kann man es jetzt nennen, da er seit dieser Zeit — also schon über zwei Jahr — nicht wieder zu mir zurückgekehrt ist! Damals

aber wäre dieser Ausdruck viel zu stark, und eigentlich ganz unrichtig gewesen. Es waren nämlich kurz vorher zwei Briefe aus Gräz in Steiermark eingelaufen, worin er aufgefordert wurde, dahin zu kommen, weil seine Mutter sich in Todesgefahr befinde, und ihn noch einmal zu sehen wünsche. Eine solche Aufforderung verdiente von seiner, und zugleich von meiner Seite Respect; er rüstete sich also sofort zu einer Reise nach Gräz. Der Abschied lautete nichts weniger als auf immerwährende Trennung; vielmehr waren seine letzten Worte: Wirst Du mich auch so aufnehmen, wenn ich wiederkomme, als Du mich aufnahmst, da ich von Paris zurückkam? — Wie hätte ich dies nicht versprechen sollen; und so schieden wir, mit inniger Zärtlichkeit von meiner Seite. Die seinige äußerte sich gleich darauf durch Briefe, die er mir Schlag auf Schlag von den verschiedenen Poststationen, Ohlau, Troppau, Wischau und zuletzt von Wien schrieb. Von seiner Reise nach Gräz meldete er, er würde sie thun, aber er fürchtete, der Mutter zu begegnen, wo nicht gar ihr vorbeizufahren. Bald darauf hieß es, die Mutter habe sich in Gräz operiren lassen, und sei am 25. Februar in Wien angekommen. Dazwischen befanden sich eine Menge theatralische Nachrichten. Mein Mann hatte sich einige Zeit vorher mit dem lebhaftesten Enthusiasmus in dieses Fach geworfen, hatte den F r i d o l i n, d i e T y r a n n e n v o n S y r a k u s rc. geschrieben, hatte den ersteren vergeblich auf das hiesige Breslauer Theater zu bringen gesucht, und machte nun den gleichen und glücklichern

Versuch in Wien. Auf einmal und ganz unerwartet gerieth sein Briefwechsel in's Stocken — und mit ihm stockt auch meine Erzählung. Das Ganze würde ein Buch erfordern, welches zu schreiben mich der Himmel behüten wird. Nur einige unumgänglich nöthige Data! Ich erfuhr nun ganz positiv, daß mein Mann nie wieder zurückzukommen gedenke. Ich erfuhr die Lästerungen meines Wohnorts, wo man die Schuld davon lediglich in mir selbst suchte. Auf der andern Seite nannte man sogar hier, geschweige denn in Wien, ganz laut eine Dame als die eigentliche Ursache dieser plötzlichen Umwandlung. Ich würde sie nicht nennen, würde sie ganz aus dem Spiele lassen, wenn sie sich nicht selbst dem Publikum, zu welchem ich rede, dargestellt hätte. Ihr Bild steht als Titelkupfer vor dem, bei Herrn von Schönfeld herausgekommenen Schauspiel: Mirina, Königin der Amazonen, von Franz von Holbein; und ihr Name ist Madame Rose, Hofschauspielerin in Wien. Ich erhielt nun von dorther den Rath, selbst hin zu kommen und das Nähere zu erforschen, und ich that es im Monat April. Ich habe Madame Rose gesehen, und sie mag sagen, ob ich ihr auf irgend eine Art unanständig begegnet bin. Auch sie hat sich gegen mich sehr artig benommen, und mir auf die Frage, ob sie sich von ihrem Manne scheiden lasse, die auch für mich sehr tröstliche Antwort gegeben: Man kann sehr edel sein, und doch nicht zusammen passen! Da aber nur der kleinste Theil des Publikums für diesen Edelmuth Sinn hat — da

überdies der ganz gemeine Menschenverstand dagegen noch den Einwurf machen würde, daß man im Falle des Nicht-Zusammenpassens besser gethan hätte, sich von Anfang gar nicht zusammenzufügen — so that ich an meinen Mann die, glaube ich, sehr billige Forderung, zu Madame Rose zu gehen, so oft er wolle, aber nicht ohne meine Begleitung. Dieser Vorschlag aber wurde weit weggeworfen, und nun mußte ich hören, was freilich mit dem obigen Briefe aus Mannheim (worin es hieß: „Alles was ich bin, bin ich durch Dich und Du mein Alles!") vom 12. Mai in geradem Widerspruch steht — er habe ihr (Madame Rose) Alles zu verdanken. Zitternd erwiederte ich: Wenn das so ist, so habe ich nichts mehr zu sagen — nahm meinen Shawl, und ging. Von seiner Seite erfolgte nun die schriftliche Erklärung: Wir sind getrennt, wegen Deiner gestrigen Aeußerungen — und von der meinigen, die Zurückgabe des Trauringes an die Mutter. In einem Briefe vom 30. April hieß es unter Anderm: „Die Ehre der würdigen Rose und ihres braven Mannes werde ich vor Deinen Angriffen zu sichern und meine eigne zu erhalten wissen." Auf diesen Punkt werde ich in der Folge noch zurückkommen, jetzt bloß dies, daß ich allein nach Breslau zurückkehrte, aber Ende Octobers durch die Kriegs-Trubeln wieder nach Wien gescheucht wurde.

Hier nun hatte ich mit meinem bisherigen Manne, in Gegenwart meiner Schwägerin, der Stallmeisterin Enke, und ihrer Tochter Wilhelmine, die nöthigenfalls

darüber vernommen werden können — ungefähr folgendes Gespräch:

Ich. Holbein! Nur eine einzige Gefälligkeit! Du willst, wir sollen getrennt sein; ich bin es zufrieden. Aber sage mir doch zu meiner Beruhigung, was ist denn eigentlich die wahre Veranlassung zu dieser Trennung?

Mad. Enke. Sagen Sie mir um Gottes Willen.

Er (sich beide Ohren zuhaltend). Davon will ich nichts hören! (Endlich die Hände ab von den Ohren.) Nun, wenn Du es denn wissen willst, so wisse, daß ich nicht den mindesten Zwang in der Ehe ertragen kann. Ich muß meine Freiheit haben, wie ein zügelloses Pferd!

Ich. Wenn das ist, so habe ich nichts weiter zu sagen. Ich habe Dich nie genirt; Du hast gethan, was Du gewollt hast; bist ohne mich in Paris, in Posen, zweimal in Wien gewesen."

Um aber diese ganze Ehescheidungsgeschichte abzuschließen, ist nun auch noch nöthig, die folgende Erklärung der Gräfin Lichtenau hierherzusetzen. Sie sagt: „Ueber dieses Gespräch habe ich hinterher reiflich und ruhig nachgedacht, und finde darin wenigstens einen Schimmer von Aufschluß über meine mir selbst so dunkle Trennungs-Geschichte. Als ich Holbein zuerst kennen lernte, fand ich in ihm blos das musikalische Talent. Während unserer Ehe entwickelten sich in ihm der Talente mehrere. Er fiel auf die Erfindung des neuen musikalischen Instruments, Uranikon, wandte darauf Tag und Nacht die äußerste Anstrengung, und zugleich große Kosten; gleich-

wohl aber ist es in der Folge nicht zur Reife gediehen. Er warf sich, wie ich schon gesagt, in's theatralische Fach, und schrieb mit großem Fleiße mehrere Schauspiele; äußerte auch zuweilen, daß er Schillern, wo nicht zu übertreffen, doch zu erreichen gedenke. Hätte die hiesige Theater-Direktion, die schon ein Stück von ihm, das Verhängniß, mit Beifall auf die Bühne gebracht hatte, auch den Fridolin angenommen — wie sie es hinterher that, nachdem er bereits überall gegeben wurde — so erfolgte wahrscheinlich zwischen uns keine Trennung. So aber trieb ihn sein Theaterdichter-Geist nach Wien, wo, ohne alle Nebenideen, die Bekanntschaft der Madame Rose, als Schauspielerin vom Range, für ihn erstes Bedürfniß war. Durch sie erhielt er, was er in Breslau vergeblich suchte, und das Wiener Theater gab von da an eine ganze Reihe seiner Stücke. Die Verdienste, die Madame Rose hierin hat, begehre ich auf keine Weise anzutasten; und wenn Holbein's Aeußerung gegen mich, er habe Madame Rose alles zu verdanken, blos Bezug aufs Theater hat, so wende ich nichts dawider ein, gestehe vielmehr, daß ich mir hierin nicht das geringste Verdienst anmaßen kann. Wenn es denn nun recht ist, die Liebe — der Kunst, das untheatralische Weib — dem theatralischen, die älteren Verdienste — jüngeren aufzuopfern: so ist Alles in seiner gehörigen Ordnung, und ich könnte unglücklich sein, ohne darüber klagen zu dürfen. Aber eben hierüber ist nun die Frage, ob es recht ist? Hätte ich je auch nur geahnt, daß meine Ehe aus einem solchen Grunde, so schön er auch

klingen mag, zerrissen werden sollte, nie würde ich sie geschlossen haben! Wer sich indeß in eine dreijährige Gefangenschaft zu finden wußte, findet sich auch in so etwas; und ich würde über diese ganze Geschichte das tiefste Stillschweigen beobachtet haben, hätte nicht der Herr von K. einen so abscheulichen öffentlichen Angriff auf mich gethan, und Holbein's Ehe mit mir als ein so schweres Kreuz dargestellt, daß er lieber wieder Lichtputzer werden wollen ꝛc. Ueber diesen niedrigen Ausdruck habe ich ihn längst gerechtfertigt; auch ist er ja gegenwärtig Theatersecretair bei dem Wiener Theater, um welchen Posten Madame Rose abermal Verdienste haben kann, die mir gänzlich fehlen. Aber er hat mich nun doch wirklich verlassen, und der Schein ist gegen mich. Ich sehe mich daher genöthigt, mit einem Documente hervorzurücken, welches noch mehr beweisen wird, ob ich verlassen zu werden verdiente. Um Holbein zu schonen, gebe ich davon blos den sanftesten und gelindesten Theil.

Gott, was steht mir Aermsten noch zu erleben übrig! Wer hilft mir armen Vater die Vergebung der Fehltritte meines Sohnes erbitten! Allmächtiger Beistand, hilf du mir durch diese Zeilen das Herz einer Gemahlin trösten, die Wuth einer Wohlthäterin ersticken, die so äußerst beleidigt ist. O daß ich doch nicht so vermögend bin, die Straße und den Ort erreichen zu können, wo dieser — Irregeführte den Grundstein zu seinem künftigen Elend legt. O Jugend, o blinde Leidenschaften, was könnt ihr wohl alles unternehmen! O könnte ich doch in diesem

Augenblick als Vermittler eintreten und meinen unglücklichen Sohn noch aus den Klauen des Verderbens reißen. Sollen die Bitten eines im Elend grau gewordenen Vaters, sollten meine Thränen, sollte das Bild meines Elends nicht auf sein kindliches Herz wirken. Sollte meine Ueberredungskraft und väterliche Warnungen nicht hinreichend sein, den Keim der jugendlichen Leidenschaft zu ersticken, und diesen Irregeführten in seine glückliche Laufbahn wieder einführen zu können? O ja, wäre es mir nur möglich ihn selbst sprechen zu können. Mein Herz ist zu voll, ich kann nicht mehr schreiben, Thränen des Mitleids und des Grimmes erlöschen meine Zeilen und die Empfindungen des Schmerzes machen meine Denkkraft erstarren. Glauben Sie, Schätzbare, unglückliche gute Frau, daß es in meiner Macht steht, oder daß ich auch nur beitragen könne, ihre Wiederversöhnung (wenn Sie selbe wünschen) herzustellen, wollen Sie es, so erwarte ich Ihre Befehle. Vor allen aber sehen Sie hier diesen armen Vater auf seinen Knieen die Vergebung seines Sohnes erbitten. Sie kennen den Werth edler und großmüthiger Handlungen durch Selbstausübung zu gut, als daß ich das Lobwürdige davon wiederholen sollte, und Ihr Herz, daß so geneigt ist, das Wort Vergebung von sich zu athmen, kann ohnmöglich unerbittlich für jenes Geschöpf sein, was Sie doch so fest durch Liebe fesselte. O würdigen Sie mich doch diesmal einer Antwort, schütten Sie Ihr gekränktes Herz ganz aus, mengen Sie Ihren Schmerz mit dem meinigen,

und rechnen Sie auf Alles, was in meiner Macht und Kräften steht, um zu Ihrer Seelenruhe beizutragen. Lassen Sie, edle Wohlthäterin, den armen und doppelt unglücklichen Vater den Fehltritt seines Sohnes nicht entgelten. Entziehen Sie ihm nicht Ihre Gnadenhand, besonders in jenem Zeitpunkt, wo er Sie auch nur um eine ganz kleine Hülfe anflehet. Wie edel, wie großmüthig würde wohl diese Handlung sein, den Vater desjenigen zu unterstützen, der Sie beleidigte. Welch seltenes Beispiel, nur alleinig von Ihrer Denkart zu erwarten, und nach dem Maaßstabe der edlen Größe dieser Handlung berechnen Sie den namenlosen und ewigen Dank und Hochachtung

des unglücklichen Vaters

Caspar v. Holbein.

Meine Thränen benetzen diesen Brief. Ich werde den guten Alten nie vergessen: von dem Sohne aber bin ich auf immer geschieden. Und weil denn doch Herr v. K. auf eine so unanständige Art meiner Wünsche spottet, so wünsche ich hierdurch vor ganz Deutschland, daß Herr v. Holbein, wenn er zum zweitenmale in den Ehestand treten sollte, wieder eine Frau finden möge, die ihr Silberzeug, Terrinen, Leuchter, Theemaschine an einen Juden verkauft, um ihm das Vergnügen zu machen, nach Paris reisen zu können; die ihn nach der Rückreise bei einem Nervenfieber sechs Wochen lang Tag und Nacht wartet und pflegt; die endlich — welches er allein verstehen wird und soll — nach der Berliner Reise, über

einen inhaltschweren Zettel von nur drei Zeilen, den Schleier der Vergessenheit deckt! Das sind meine Wünsche; wen sie schmerzen, der halte sich lediglich an den Herrn v. Holbein, der mich nöthigte, sie öffentlich zu thun.“ —

Diese ganz ausführlichen und etwas langen Auseinandersetzungen durften wir unseren Lesern *nicht* vorenthalten, um die Charakterschilderung der Frau, die hier unser Vorwurf ist, genau und in allen Theilen abzuschließen. Gewiß wird jedermann aus ihnen erkennen und zugeben müssen, daß ein Weib, daß sich so offen und rücksichtslos erklären und den ungetreuen Gatten gewissermaßen dabei noch in Schutz und in eine Lage versetzen kann, die seinen Treubruch in etwas zu beschönigen im Stande, wir sagen, gewiß wird jedermann aus einem solchen Beginnen erkennen, und zugeben müssen, daß ein Weib, das dessen fähig, nicht für so niedrig und gemein zu halten ist, als es Sitte geworden, sie auszugeben. Rechnet man hiebei noch hinzu, daß ihre Apologie gleichsam nur eine Nothwehr und einzig darum geschrieben wurde, weil sie auf die nichtswürdigsten Verleumdungen und Lügen zu antworten hatte, so darf man mit Recht über die Mäßigung und Ruhe erstaunen, die sie darin beobachtet oder hat beobachten lassen. Mit gutem Grunde kann es darum auch bedauert werden, daß ihre Freilassung aus der Festung mit der Bedingung verknüpft wurde, nichts über ihr Leben und ihre Schicksale veröffentlichen zu wollen. Ohne dies würden wir

gewiß interessante Memoiren und genaue Nachrichten über eine Epoche der preußischen Geschichte haben, über welche leider nur gar zu wenig Materialien vorhanden sind. Die preußischen Historiker schlüpfen gewöhnlich nur mit wenig allgemeinen Bemerkungen darüber hinweg und die Regierung selbst hat dafür gesorgt, daß eine Art von mystischem Stillschweigen darüber beobachtet wird. Der Befehl, welcher der Gräfin Lichtenau das Schloß vor die Lippen legte und eine Masse von Briefen und Dokumenten zum Eigenthum der königlichen Familie erklärte, hat ein gutes Stück der preußischen Geschichte zum bloßen Staats- und Kabinettsgeheimniß gemacht, das wahrscheinlich niemand im Stande ist, zu lüften, wie es die Günstlingin Friedrich Wilhelm II. vermocht haben würde.

Von ihr selbst haben wir übrigens hier zum Schluß nur noch anzuführen, daß sie zuletzt nach Berlin zurückgekehrt und daselbst, wir glauben 1825 in dem Hause No. 50 der Mohrenstraße im zweiten Stock an derselben Krankheit gestorben ist, die auch Friedrich Wilhelm II. dahingerafft und welche in der Königsfamilie der Hohenzollern häufig vorzukommen pflegt, an der Wassersucht nämlich.

Obschon sie übrigens als eine der merkwürdigsten Frauen in Preußen angesehen werden muß, sind die Nachrichten über sie doch so zerstreut und unvollkommen, daß wir uns nur durch viele Mühe die nöthigsten Data zu verschaffen, doch weder ihren Geburtstag noch ihren Todestag genau zu erfahren vermochten. Ihr Leben

verläuft sich in die Nebel, welche bisher künstlich über viele Theile der Regentengeschichte Preußens verbreitet gehalten worden sind und worin die Personen gleichsam nur wie Schatten erscheinen, die man nirgends fassen und feststellen kann. Auch sie verschwindet uns darin, obgleich ihre Existenz uns so nahe und frisch vor den Augen liegt, daß wir die Spur davon fast noch unter unseren Füßen gewahren können. Sie verliert sich erst an dem Kreuzwege, an welchen unsere Zeit gelangte und an dem sich das Schicksal Preußens neu entschieden hat. Sie erlebte Napoleon und die sogenannten Freiheitskriege.

Im Rückblick auf ihr ganzes, von uns so eben geschildertes Leben aber fällt uns ein Satz des berühmten Saint-Martin ein, in dem es heißt: „Wenn Gott seine Liebe nach verschiedenem Maaßstabe verleihen könnte, so müßte er ohne Zweifel der Frau mehr davon zuwenden, als dem Manne. Was uns betrifft, so können wir uns nicht entschlagen, sie mehr zu verehren und zu achten, als uns selbst, denn auch das verdorbenste Weib ist leichter gebessert, als der Mann, der nur einen Schritt gegen das Schlechte gethan. Der Herzensgrund der Frau ist vielleicht weniger standhaft, als der des Mannes, aber er ist auch weniger empfänglich für die allgemeine Verdorbenheit der Welt.“

Von dieser Maxime aus muß man weibliche Wesen beurtheilen, wie sie den Inhalt unseres Buches bilden. Der historische Kritiker darf sich von der Brutalität der

großen Masse nicht beherrschen lassen, sondern er muß vielmehr sich des alten Ausspruchs erinnern, daß wo die Frauen schlecht gewesen, sie es durch die Männer geworden sind.

Die Liebe ist die Wissenschaft des Herzens und wie in allen übrigen besitzt das Weib nur die Empfindung, der Mann aber die Grundsätze und Paragraphen, d. h. das System darüber. Wenn der Letztere schlecht darin ist, so ist er es mit Methode, wie Polonius sagen würde, das Weib aber nur aus Hang, Gewohnheit oder zufälligem Anlaß. Aus einer Sünderin vermag der Mann eine Heilige zu machen, aber aus dem Heiligen das Weib nur einen Sünder. Darum ist auch immer der Mann verdammt, wo das Weib verurtheilt wird, was, wie Lamartine rührend sagt, nur mit Thränen geschehen kann.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wehl, Feodor,

Die galanten Damen der Weltgeschichte (Auch m. d. Titel: Der Unterreck in den Weltgeschichte.)

Bd.: 2

Hamburg 1848 = 49. - 1851

Biogr.c. 340 x-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071183-2